

„Grenzen überschreiten und verstehen“

Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog

Akademische Predigten in der Schlosskirche

Eberhard Hauschildt (Hg.)



**Universität Bonn, Wintersemester 2019/20
(Bonner Universitätspredigten 4)**

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Bonner Universitätspredigten 4

Eberhard Hauschildt (Hg.): „Grenzen überschreiten und verstehen“.

Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Bonn, April 2020

Inhalt

<u>Metaphysik: Vom Anfang aller Anfänge: Gen 1,1-12</u>	5
Prof. Dr. Cornelia Richter, Prof. Dr. Klaus Desch (Physikalisches Institut) 13. Oktober 2019, 17. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Im Streit der Interpretationen: Jak 2,14-26</u>	10
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt 20. Oktober 2019, 18. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Wer oder was heilt?: Joh 5,1-16</u>	17
Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 27. Oktober 2019, 19. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Ein Bund fürs Leben: 1. Mose 8,18-22; 9,12-17</u>	22
Wiss. MA. Katharina Opalka 03. November 2019, 20. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Gnade vor Recht: Lk 6,27-38</u>	25
Prof. Dr. Günter Röhser, Prof. Dr. Christian Hillgruber (Fachbereich Rechtswissenschaft) 10. November 2019, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>Trauerkultur: Hiob 14,1-17</u>	31
Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck, Prof. Dr. Rainer Kaenders (Mathematisches Institut) 17. November 2019, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>Im Wartestand: Mt 25,1-13</u>	37
Dr. Eike Kohler 24. November 2019, Ewigkeitssonntag	
<u>Friedenshoffnungen: Sach 9,9-10</u>	44
Michael Pues (Studierendenpfarrer), wiss. MA. Jonas Bechthold (Institut für historische Friedensforschung) 1. Dezember 2019, 1. Advent	

Gegen die Dürre: Jes 35,3-10 **48**

PhD Matthew Robinson, PhD Martin Grassi (Humboldt Fellow, Philosophie Argentinien)

08. Dezember 2019, 2. Advent

Leitungsverantwortung: Röm 15,4-13 **53**

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Prof. Dr. Armin Cremers (Bonn-Aachen International Center for Information Technology)

15. Dezember 2019, 3. Advent

Frauenpower?: Lk 1,46-56 **58**

Prof. Dr. Wolfram Kinzig, Prof. Dr. Harald von dem Knesebeck (Kunsthistorisches Institut)

22. Dezember 2019

An die Weihnachtsgeschichte glauben?: Lk 2,1-14 **66**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt (Praktische Theologie), Prof. Dr. Michael Wolter (Neues Testament)

24. Dezember 2019, Heilig Abend

Weisung und Gerechtigkeit: Jes 51,4-6 **74**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

31. Dezember 2019, Altjahrsabend; Silvester

Jesus im Rahmen der Antike: Mt 2,1-12 **79**

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Prof. Dr. Wolfgang Holzgreve (Medizinische Fakultät)

05. Januar 2020, 2. Sonntag nach Christfest

Zwischen Landnahme und „portativem Vaterland“: Jos 3,5-11.17 **85**

Wiss. MA. Daniel Rossa, Wiss. MA. Michael Steier (Geographisches Institut)

12. Januar 2020, 1. Sonntag nach Epiphania

Aggressionskompensation: Röm 12,9-16 **93**

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

19. Januar 2020, 2. Sonntag nach Epiphania

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Dem Auftrag zugewandt: 2. Mose 3,1-8a.15 **98**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Prof. Dr. Martin Avenarius (Rechtswissenschaftliche Fakultät Köln)

26. Januar 2020, 3. Sonntag nach Epiphania

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Metaphysik. Vom Anfang aller Anfänge: Gen 1,1-12

Prof. Dr. Cornelia Richter, Prof. Dr. Klaus Desch

13. Oktober 2019, 17. Sonntag nach Trinitatis

Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst

Liebe Gemeinde,

wenn ein Gottesdienst den Titel trägt „Metaphysik. Vom Anfang aller Anfänge“, dann kann es nur einen einzigen Predigttext geben. Genesis 1,1-12: Grandios vertont von Joseph Haydn, bildhaft vor Augen gestellt von Michelangelo bis Chagall. Ein Bibeltext, der Weltliteratur geworden ist: „Am Anfang war das Wort.“ Doch was ist das Wort? Für Faust ist das die Frage, die ihn als Wissenschaftler umtreibt. Eine Frage von so unendlicher Größe, dass er für ihre Lösung den Bund mit dem Teufel eingeht. Am Ende wird es für ihn eine Frage auf Leben und Tod. Dabei war es nur ein Wort. Aber eines, in dem alles, was ist, geworden ist und wird.

1 Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. 2 Und die Erde war wüst und leer, und Finsternis lag auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. 3 Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.

4 Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis 5 und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

6 Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, die da scheidet zwischen den Wassern. 7 Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah so. 8 Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.

9 Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an einem Ort, dass man das Trockene sehe. Und es geschah so. 10 Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war. 11 Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe, und fruchtbare Bäume, die ein jeder nach seiner Art Früchte tragen, in denen ihr Same ist auf der Erde. Und es geschah so. 12 Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das Samen

bringt, ein jedes nach seiner Art, und Bäume, die da Früchte tragen, in denen ihr Same ist, ein jeder nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.

Die Genesis. Weltliteratur, liebe Gemeinde,

Weltliteratur mit Ewigkeitswert. Weltliteratur, die schon in der Bibel selbst zitiert und rezitiert wird: „Und Gott sprach.“ Das berühmteste Zitat kennen wir aus dem Johannesprolog: „Und das Wort ward Fleisch.“ Dabei gibt es schon im Alten Testament wie in seiner altorientalischen Umwelt ganz unterschiedliche Schöpfungserzählungen: Die meisten stammen aus der späten, exilisch-

nachexilischen Zeit, für unseren Text ist es die Perserzeit, also 5./4. Jh. v. Chr. Für ihre Verfasser ist klar, dass der eine Gott auch der eine und einzige Schöpfer von Himmel und Erde ist: Adonai und niemand sonst hat Himmel und Erde gemacht, er allein ist es, der Licht und Finsternis, Tag und Nacht geschaffen hat, er allein ist es, der das Chaos gebändigt und der Welt ihre Ordnung, ihre Gesetzmäßigkeit gegeben hat. Gen 1, 1-12 legt den Grundstein bis zum dritten Tag, vom vierten Tag wird die Sache verfeinert und ganz am Ende, nachdem es eigentlich schon gut war, wird auch noch der Mensch als Mann *und* Frau in die Schöpfung gesetzt. Ob *das* gut war?

Die Bibel sagt: Ja, es war gut. Trotzdem beginnt in Gen 2,5 eine zweite Schöpfungserzählung, in der die Reihenfolge ein bisschen anders ist und in der am Ende, ab Gen 3 und der sogenannten Sündenfallgeschichte schlagartig nichts mehr gut ist. Sondern die Geschichte der Menschheit in Gen 4 mit einem Brudermord beginnt und in Gen 7 beinahe ganz den Bach hinunter geht bzw. in der Sintflut absäuft. Aber nur beinahe, denn am Ende von Gen 8 reut es Gott und er bekräftigt, was er in der Schöpfung geschaffen hatte: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Bekräftigt durch den Bundesschluss mit Noah in Gen 9, dessen Zeichen bis heute zu sehen ist in dem Bogen, der aus den Wetterwolken leuchtet. Was für eine grandiose Komposition ist das am Ende geworden!

Dass es eine Komposition ist, das ist wichtig. Deshalb sprechen wir in der Theologie vom Schöpfungsmythos oder der Schöpfungserzählung, nicht von einem historischen Bericht oder gar einer Art Schöpfungsprotokoll. Denn wer sollte das geführt haben? Nein, es geht nicht um eine historische Abfolge, sondern es geht um etwas ganz anderes: Es geht um die metaphysische Kosmologie, also um das Erstaunen darüber, dass unsere Welt und das, was über sie hinaus ist, so wunderbar geworden und geordnet ist. Es geht um die Darstellung und mythische Reflexion dieser großartigen Ordnung, in der die Dinge sind, wie sie sind. Es geht um den Dank dafür, dass wir an dieser wunderbaren Natur teilhaben dürfen. Und es geht um den nüchternen Realismus, auch um die Verzweiflung darüber, dass wir Menschen sind, wie wir sind. Dass alles so gut sein könnte, wenn wir Menschen so wären, wie wir unserem Potential nach sein könnten. Denn, ja, wir sind ja durchaus zu vielem Guten und Hilfreichen und Freundlichen in der Lage. Es könnte also auch mit uns Menschen alles gut sein, wenn wir es nicht immer wieder verderben würden. Auch das gehört leider zur Wahrnehmung und deshalb zur mythischen Erzählung. Das also ist der Rahmen unserer Schöpfungserzählungen Erstaunen, Dank, nüchterner Realismus - und am Ende geht es immer wieder um die Hoffnung darauf, dass Gott diese Welt nicht in ihrem Chaos versinken lässt, sondern, dass er sich von all dem nicht beirren lässt und die Ordnung seiner Schöpfung aufrecht hält. Erstaunen, Dank, nüchterner Realismus und Hoffnung. Das ist es, was diese großartige Komposition ausmacht. Perfekt verdichtet in dem Kirchen- und Kinderlied „Weißt Du wieviel Sternlein stehen an dem blauen

Himmelszelt?“ Nur, dass wir eines Tages gelernt haben, dass der Himmel nicht blau ist und dass das mit den Sternlein da oben auch nicht so einfach ist. Sondern, dass es zu deren Erklärung wissenschaftliche Theorien braucht, unter anderem ganz viel Physik. Lieber Klaus, Du bist Physiker. Weißt *Du*, wieviel Sternlein da oben stehen?

Wieviel Sternlein stehen? Na, das wissen wir gar nicht so genau. Der Gaia-Satellit ist seit 6 Jahren unterwegs mit dem Ziel, eine Milliarde Sterne zu beobachten, das wäre ungefähr ein Prozent aller Sterne in unserer Galaxis. Aber Galaxien gibt es wiederum auch unvorstellbar viele, vielleicht auch 100 Milliarden im sichtbaren Universum. Nein, vorstellen kann ich mir das nicht. Andererseits sind das ungefähr so viele Sterne, wie sich Sauerstoffmoleküle in einem Liter Schlosskirchenluft befinden, die wir gerade atmen. Diese Schöpfung beeindruckt, erstaunt jeden, der auch nur ansatzweise darüber nachdenkt. Aus meiner Sicht muss der- oder diejenige, die die berühmte Schöpfungsgeschichte erzählt hat, auch darüber nachgedacht haben. Und dann hat sie – sagen wir mal es war eine Frau – versucht, das Beobachtete zu ordnen. Dazu hat sie erst einmal ein Koordinatensystem eingeführt, das machen Physikerinnen gerne. Moment, bevor sie das tat, hat sie erst einmal begriffen, dass man zum Beobachten Sinne benötigt, am besten, sehen können muss. Licht wäre also nicht schlecht, als aller Erstes. Dann Oben und Unten, Himmel und Erde, das Koordinatensystem also. Und eine Art Ursubstanz, das Wasser, interessanterweise. Aus der Beobachtung, dass die Berge, das Land, aus dem Wasser herausragt folgert sie, dass das Land das Wasser verdrängt haben muss. Stimmt. Und dann noch die belebte Natur, eine schwer beschreibbare Vielfalt, deren Wesen ganz in Physikermanier auf das Wesentliche beschränkt wird, sie kann sich reproduzieren. Toll. Und die Erkenntnis (oder Vermutung), dass das Beobachtete wohl nicht immer so gewesen sein wird. Es wird also eine Dynamik, eine Veränderung postuliert. Es müsste wohl ein „vorher“ gegeben haben und eine Entwicklung zu dem was jetzt ist. Wenn man das „vorher“ so weit treibt, wie man es sich vorstellen kann, würde man es wohl „Anfang“ nennen? Nichts anderes tun wir heute, wenn wir schlampigerweise den „Urknall“ als Anfang des Universums bezeichnen – wir extrapolieren das Jetzt zurück, soweit wir schauen, soweit wir es uns vorstellen (oder wenigstens berechnen) können. Zugegeben, unsere Datenlage ist um einiges besser als vor 3000 Jahren, das Prinzip der Schöpfungsgeschichte erinnert mich trotzdem an das, was wir in der Physik eine „effektive Theorie“ nennen. Ein Modell, das die relevanten „Freiheitsgrade“, wie wir das nennen, beschreibt, also die Eigenschaften der Natur, die für einen bestimmten Abstraktionsgrad wichtig oder interessant sind. Zum Beispiel braucht man zur Beschreibung eines Pendels nicht die Elektronen und Quarks in Betracht ziehen, aus denen das Pendel besteht. Die klassische Mechanik ist so ein effektives Modell, sie funktioniert wunderbar, solange man nicht zu schnell unterwegs ist. Falsch ist sie nicht, sie hat halt nur Grenzen ihres Gültigkeitsbereichs. Das Standardmodell der Elementarteilchen, das den Mikrokosmos wunderbar beschreibt, ist auch so eine effektive Theorie, und auch

sie hat ihre Grenzen. Deshalb arbeiten Generationen von theoretischen Physikerinnen und Physikern an ihrer Einbettung in etwas Universelleres, vielleicht die String-Theorie, vielleicht etwas anderes. Insofern gefällt mir an der Schöpfungsgeschichte die (implizite) Einsicht, dass es eine Dynamik, eine Entwicklung, geben muss, um das Jetzt zu verstehen. Heute verstehen wir viel mehr von dieser Dynamik, weniger faszinierend ist sie deshalb nicht.

Effektive Theorie – ich bin schon jetzt ziemlich sicher, dass dieser Begriff ins theologische Repertoire übernommen werden dürfte – danke! Dank schon deshalb, weil Du mit diesem Begriff deutlich machst, dass auch mythische Erzählungen keine bloße Fantasie sind. Sondern, dass sie eine Art der Reflexion beinhalten und diese in einer bildhaften, oft auch metaphorischen Sprache zum Ausdruck bringen. Das Wort ist z.B. solch eine Metapher. So ungefähr hat es übrigens auch der Philosoph Ernst Cassirer erklärt, aber den Begriff der effektiven Theorie kannte er noch nicht. Der ist echt gut.

Möglicherweise gibt es aber noch eine zweite interessante Verbindung. Wenn ich Dich in unseren Vorgesprächen recht verstanden habe, dann betrachtest Ihr Raum und Zeit als relative Kategorien. In den biblischen Texten gibt es solche relativierenden Elemente auch, und zwar in den Verben. Denn im Hebräischen gibt es eigentlich kein Wort für Schöpfung, nicht als Nomen, als Hauptwort. Sondern im Hebräischen geht es um Verben; es geht um **das schaffen und machen, es geht um das bauen und gründen, aufspannen und pflanzen**. Die Verbform hat den Vorteil, nie an ihr Ende zu kommen: Das, was Schöpfung ist, ist ein ständig neues Tun und Machen und Herstellen und Bauen. Schöpferisch tätig ist, d.h. kreativ ist, wer etwas tut, und zwar etwas, das einem ein Licht aufgehen lässt, das unerwartet Neues entstehen lässt. Ist das ein Gedanke, Klaus, mit dem Du als Physiker etwas anfangen kannst? Oder rührt es Dich eher als Musiker an? Oder gehen an dieser Stelle möglicherweise sogar Dein Ich als Physiker und Dein Ich als Musiker zusammen?

Raum und Zeit sind in der Tat relative Kategorien. Je nach dem in welchem Bezugssystem man sich befindet, d.h. grob gesprochen aus welchem Blickwinkel man die Dinge betrachtet, lässt sich Raum gegen Zeit eintauschen und umgekehrt, das hat Albert Einstein als erster erkannt und wir lernen das im ersten Semester. Spätestens im siebten Semester lernen wir (auch wieder dank Albert Einstein) dann, dass die Dinge noch viel krasser sind, dass nämlich Materie und Energie Raum und Zeit verzerrt, dass also dasjenige, das existiert, dasjenige, in dem es existiert (also Raum und Zeit) selbst beeinflusst. Es wird sogar darüber spekuliert, dass Raum und Zeit im extremen Mikrokosmos gar keine Bedeutung mehr haben, dass Raum und Zeit durch die Existenz von Materie und Energie überhaupt erst entstehen. Den Gedanken muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Raum und Zeit entstehen. Naja, ich verstehe nicht allzu viel davon. Evidenz dafür gibt es noch nicht, aber allein der Gedanke lässt Fragen nach zeitlichem Anfang und Ende

vielleicht weniger relevant erscheinen als wir normalerweise denken. Wenn da also steht „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ braucht man sich unter diesem Anfang vielleicht nicht unbedingt etwas zeitlich Greifbares vorzustellen, so wie Anfang und Ende einer Busfahrt.

Weil Du mich nach meinen Assoziationen als Musiker, na sagen wir als Musikbegeisterter, fragst: als Physiker genauso wie als Musiker komme ich oft aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das Grundmaterial aus dem sich alles Beobachtbare zusammensetzt, ist unglaublich einfach, ähnlich wie die 12 Töne, aus denen wir Musik machen. Und trotzdem erwächst aus diesem Grundmaterial eine unendliche Vielfalt. Könnte die Theologie etwas mit dem Gedanken anfangen, dass „Schöpfung“ oder „schöpfen“ etwas mit der Möglichkeit zu tun hat, aus dem „Elementaren“ etwas „Wesentliches“ zu machen?

Schöpfung als die Dynamik, aus dem Elementaren etwas Wesentliches zu machen.... Das ist eine wirklich interessante Formulierung, Klaus. ... Wenn ich antworte, schlagen – Faust ist immer gut – „zwei Herzen, ach, in meiner Brust“. Denn wenn Du sagst: „aus dem Elementaren etwas Wesentliches zu machen“, dann könnte man ja einerseits meinen, das Wesentliche seien wir, der Mensch, die Krone der Schöpfung. Dieser Satz, der einst triumphaler Abschluss der Schöpfungslehre war, gehört heute ja sehr viel eher in die Sündenlehre. Wir wissen alle um seine haarsträubende Wirkungsgeschichte. Wir als Menschen können mit dem Wesentlichen also nur bedingt gemeint sein. Aber wenn ich Dich richtig verstanden habe, dann geht es Dir auch gar nicht darum. Sondern dann sagst Du so etwas wie: das Wesentliche der Schöpfung ist ihre Reproduktionskraft. Der ständige Drang, das Leben fortzuführen, durch alle Varianten ihrer elementaren Teilchen hindurch, mit deren Evolution und Transformation, mit deren erfolgreichen und weniger erfolgreichen Versionen. Ist es das?

Ja, und es passt zu dem, was Du vorhin über den Hebräischen Text mit seinen Verbformen gesagt hast: Schöpfung lässt sich womöglich nicht im Nomen feststellen und fixieren. Sondern Schöpfung könnte treibende und schaffende Lebenskraft sein; Schöpfung als das Erwachsen von Ordnungsmustern, als das, was das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile sein lässt. Und: Die Schöpfungserzählung sagt, dass es eine Dynamik, eine Entwicklung geben muss, um das Jetzt zu verstehen.

Dann also tatsächlich dies: Erstaunen, Dank, nüchterner Realismus und Hoffnung. So gesehen lässt sich vielleicht tatsächlich glauben und verstehen, dass „Schöpfung“ für den überzeitlichen Anfang aller weiteren Anfänge steht. Dabei war es nur ein Wort. Aber eines, in dem alles, was ist, geworden ist und wird. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Im Streit der Interpretationen: Jak 2,14-26

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

20. Oktober 2019, 18. Sonntag nach Trinitatis

Liebe Gemeinde,

der Glaube und die Werke. Zum Kern der evangelischen Tradition, wie sie im 16. Jahrhundert begründet wurde, gehört die Rede: Allein der Glaube macht vor Gott gerecht. Gott schenkt erlösend und vergebend die Freiheit, die aus dem Glauben kommt. Gott spricht den Menschen gerecht, nicht der Mensch verdient sich vor Gott seine Gerechtigkeit durch Werke. So hat es gerade Martin Luther immer wieder betont. Und er berief sich dafür auf die Theologie des Apostels Paulus. Vorhin haben wir Verse aus dem 3. Kapitel des Briefs gehört, den der Apostel an die Galater schrieb. Die Worte klingen noch nach: Abraham hat geglaubt und es wurde ihm von Gott zur Gerechtigkeit gerechnet. Und Paulus stellt den Galatern die rhetorische Frage: Habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben? Durch den Glauben eben. Und darin seid ihr, ob Christ mit jüdischem oder heidnischem Hintergrund, Abrahams legitime Erben – durch den Christusglauben. Nicht aus den Werken, sondern aus dem Glauben. Und nun hören Sie den Predigttext aus dem Jakobusbrief, Kap 2, Verse 14-26. Geschrieben von einem anderen Autor. Es ist wieder eine etwas längere Lesung. Und wieder wird engagiert argumentiert:

14 Was hilft's, Brüder und Schwestern, wenn jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? Kann denn der Glaube ihn selig machen?

15 Wenn ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und Mangel hat an täglicher Nahrung 16 und jemand unter euch spricht zu ihnen: Geht hin in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat – was hilft ihnen das? 17 So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber.

18 Aber es könnte jemand sagen: Du hast Glauben, und ich habe Werke. Zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, so will ich dir meinen Glauben zeigen aus meinen Werken. 19 Du glaubst, dass nur einer Gott ist? Du tust recht daran; die Teufel glauben's auch und zittern. 20 Willst du nun einsehen, du törichter Mensch, dass der Glaube ohne Werke nutzlos ist?

21 Ist nicht Abraham, unser Vater, durch Werke gerecht geworden, als er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte? 22 Da siehst du, dass der Glaube zusammengewirkt hat mit seinen Werken, und durch die Werke ist der Glaube vollkommen geworden. 23 So ist die Schrift erfüllt, die da spricht (1. Mose 15,6): »Abraham hat Gott geglaubt und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet worden«, und er wurde »ein Freund Gottes« genannt (Jesaja 41,8).

24 So seht ihr nun, dass der Mensch durch Werke gerecht wird, nicht durch Glauben

allein. 25 Desgleichen die Hure Rahab: Ist sie nicht durch Werke gerecht geworden, als sie die Boten aufnahm und sie auf einem andern Weg hinausließ?

26 Denn wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne Werke tot.

I. Der Gegensatz von Glaube und Werken und von Reden und Handeln

Liebe Gemeinde, da haben wir den Streit der Interpretationen – mitten im Neuen Testament. Der eine, Paulus, schreibt: Ihr seid gerecht geworden durch den Glauben und nicht durch des Gesetzes Werke – so war es auch bei Abraham, dessen Kinder ihr seid. Und der andere, Jakobus, schreibt: Die Werke erst machen den Glauben vollkommen – so war es auch bei Abraham, dessen Kinder ihr seid. Der eine interpretiert die Abrahams-Erzählungen so, der andere so. Der eine setzt auf den Gegensatz von Glaube und Werke, der andere auf die untrennbare Zusammengehörigkeit von Glauben und Werken. Da haben wir den Disput.

Man kann dies als ein spannendes Untersuchungsthema behandeln – wunderbar für eine detaillierte Untersuchung der Abrahams-Erzählung und für eine theologische Seminararbeit oder gleich besser für eine Doktorarbeit über die Argumentationen in Galater 3 und Jakobus 2. Das hat seinen Wert. Und doch wäre es nicht die Aufgabe der Predigt, zu versuchen, einfach nur den Inhalt solch einer Doktorarbeit in 15 Minuten zu referieren. In der gottesdienstlichen Predigt geht es ja darum, wie *wir uns* mit unserem Glauben und unseren Werken denn sehen, sehen wollen und sehen können. Und das Biblische an der Predigt ist, dass wir darauf setzen, dass es da doch was für uns zu lernen geben könnte – bei Paulus und bei Jakobus, ja wohlmöglich gerade aus dem Gegensatz zwischen ihnen. Dabei ist klar: Streitgespräche sind uns nur zu vertraut. Die gehören ja nicht nur zur akademischen Disputierkunst und zu den Talkshows, sondern sie kommen schon in unserem alltäglichen eigenen Leben vor. Und das, worum es hier geht, das ist uns auch vertraut: der Gegensatz von Wort und Tat, Glauben und Tun. Sie sind ja nicht dasselbe. Der Gottesdienst selbst etwa ist ja etwas, wo der Schwerpunkt auf dem Geredeten und dem Singen und Hören und nicht auf dem Tun liegt, wo das Feiern und nicht das Arbeiten im Vordergrund stehen. Aber zu anderen Zeiten in der Woche, da geht es ums Handeln, um ein Sich-Entscheiden, das sich sofort in einem Tun umsetzt. Etwa auch, ob wir helfen oder wegsehen, ob wir widersprechen oder nicht widersprechen usw. Wir können nicht beides gleichzeitig mit gleichem Gewicht: Denken, erwägen und entfalten einerseits und entschieden handeln andererseits. So setzen wir mal aufs Denken und mal aufs Handeln. Mal setzten wir auch auf redendes Denken statt Handeln und mal auf Handeln durchs Denken und Reden. Was gerade am besten wäre von all dem, das lässt sich nicht im Allgemeinen festlegen. Es hängt von der Situation ab. Nicht anders ist es auch bei Paulus und bei Jakobus. Wie einerseits Paulus über das Verhältnis von Glaube und Werken schreibt und sich dabei auf Abraham bezieht und wie andererseits Jakobus über das Verhältnis von Glaube und Werken schreibt

und sich dabei auf Abraham bezieht – diese jeweilige andere Interpretation, die hängt mit der je anderen Situation zusammen, in der sie stehen. Genauer noch: Sie hängt davon ab, welche andere Auffassung sie damit kritisieren wollen und wofür sie werben.

II. Die jeweilige Situation des Paulus und des Jakobus – und die bei Martin Luther

Die Situation des Jakobus ist nicht die des Paulus. Bei *Paulus* ging es um das Verhältnis von Judenchristen und Heidenchristen. Paulus spricht nicht einfach von den Werken, dem Tun überhaupt, sondern von den „Werken des Gesetzes“, wie er sich ausdrückt. Gemeint sind damit die Werke der Tora und damit des gesamten jüdischen vorgesehene Way of life zu seiner Zeit. „Lust am Gesetz des Herrn“ – so hieß es in Psalm 1, den wir eingangs sprachen. Beschneidung und Essensregeln sind daran besonders auffallende Markierungen der Zugehörigkeit zum Judentum. In der Gemeinde des Paulus tauchte die Frage auf: Was wird damit, wenn beide, die, die aus dem Judentum kommen, und die, die aus dem Heidentum kommen, nun gemeinsam an Christus glauben und also auch miteinander eine Gruppe bilden und zusammen Gottesdienst feiern? Und Paulus vertritt die Position: Es kann nicht sein, dass hier diese Werke so eingeschätzt werden, dass sie für den Glauben an Christus einen entscheidenden Unterschied ausmachen. Denn das würde bedeuten: Jeder frühere Heide, bevor er Christ wird, müsste erst einmal Jude werden. Aber damit macht dann unausweichlich auch Christus nicht mehr den entscheidenden Unterschied aus. Und ihm fällt von seiner Sicht der in der Abrahamserzählung auf: Schon Abraham kam ins richtige Gottesverhältnis von Gott her; er wurde gerecht gesprochen von Gott schon in demjenigen Kapitel des 1. Buchs Mose, wo es heißt, dass er glaubte und die Verheißung erhielt und den Segen. Wenn diese Verheißung von Gott in Christus mit der Taufe auch den Heiden zugesprochen wird, dann haben sie die Verheißung – und zusätzliche Werke mit Einschluss der Beschneidung und Essensregeln brauchen, ja dürfen von ihnen nicht gefordert werden. Es gibt in der wahren Christusgemeinschaft weder Juden noch heidnische Griechen – genauso wie auch die Unterschiede von Frau und Mann bis hin zu dem von rechtlosen Sklaven und Freien Bürgern keine Rangfolge mehr ausmachen.

Jakobus befindet sich nun in einer anderen Situation. Die Gegner, gegen die er schreibt, sind welche, die sagen: Es kommt auf den Glauben an und nicht auf die guten Werke. Hauptsache ist, das Richtige zu glauben. Darauf kommt es an, das Tun darf man weniger wichtig nehmen. Konkret, und das dürfte die Konstellation gewesen sein, drückte sich das so aus, dass gerade Reiche in der Gemeinde dazu tendierten, dass es dann auch nicht unbedingt nötig ist, anderen der Gemeinde zu helfen, wenn die in Not waren. Reichtum, das ist doch Privatsache. Und so betont Jakobus: Glaube ohne Werke, das geht nicht. Ohne Werke ist der Glaube tot. Und Abraham, der ist für Jakobus nicht Vorbild nur im reinen Glauben, sondern der ließ sich den was kosten. Das ging so weit, dass er bereit war, für seinen Glauben in

Gott, wenn der es verlangte, seinen eigenen Sohn, den Gott ihm geschenkt hatte, wieder zu opfern. Zusätzlich erinnert Jakobus noch an die biblische Geschichte von der Hure Rahab, als die aus Ägypten Entflohenen in das gelobte Land einsickerten. Die war eine Heidin und nahm das Risiko auf sich, den Juden zu helfen – und hielt sie für von Gott Gesandte. Auch sie sei doch ein Vorbild eines Glaubens, der sich unabtrennbar davon in dem guten Werk ausdrückt.

Direkt und persönlich aufeinander getroffen sind Jakobus und Paulus nicht. Jakobus lebte ein paar Generationen später, wo es – jedenfalls in seiner Gemeinde – wohl gar nicht mehr Judenchristen gab. Nach der Forschung der neueren Exegese¹ gibt es im Jakobusbrief auch eine Reihe von Indizien dahingehend, dass Jakobus die Schriften des Paulus gar nicht kannte und dass ihm nicht einmal bewusst war, dass seine Interpretation so klingen könnte, als stände sie im Gegensatz zu solchen Gemeinden, die von Paulus geprägt waren. Wie dem auch sei. Als sich der neutestamentliche Kanon des Neuen Testaments noch einmal einige Zeit später gebildet hatte, mit Paulusbriefen und Jakobusbrief, waren damit zwei Interpretationen da, die dem Wortlaut nach und auf der Ebene der jeweiligen Abrahamserzählungen als gegensätzlich erscheinen mussten. Und damit war auch die Aufgabe gestellt bis heute hin, wie denn die Bibelleser*innen, wenn es ihnen auffallen sollte, damit umgehen.

Martin Luther nun verstand das Anliegen der Reformation von Paulus her. Die Werke des Gesetzes, das waren für ihn in seiner Zeit die Ablassvorstellungen und Heiligenverehrung und die kirchliche Hierarchie, und vor allem die Vorstellung, dass man durch die Befolgung eines Katalogs eigener guter Taten vor Gott wirklich gerecht werde, statt durch den Glauben daran, dass alleine aus Gnaden Gott in Christus die getauften Sünder gerecht spricht. Von daher lag es so nahe, Jakobus zu verstehen als einen, der dies bestreitet, jedenfalls davon nichts wissen will. Der Jakobusbrief war für Luther eine, wie er sich nicht scheute zu sagen, „stroherne Epistel“. Im Streit der Interpretationen war für Luther die Sache klar.

III. Die Perspektiven des Paulus und des Jakobus für uns

Aber wir haben heute an diesem Sonntag den Brief mit der Interpretation des Jakobus als Predigttext. Wir versuchen darum an diesem Morgen, von der Interpretation des Jakobus her zu denken. Dies freilich unausweichlich im Bewusstsein, dass es auch die Paulusinterpretation und die Lutherinterpretation gibt. Und damit kommt in unser Hören auf Jakobus eben auch der Streit der Interpretationen mit hinein.

Da haben wir also die These des *Paulus*: Sie lautet in unsere Situation überführt: Der christliche Glaube darf sich nicht an einen bestimmten kulturellen Way of Life binden. Passt also auf, dass ihr eure Tradition, eure konfessionellen und eure kulturellen Traditionen nicht gleichsetzt mit dem Evangelium. Von Christus gilt:

¹ Reiner Metzner, ThHK 14, Leipzig 2017.

Hier ist weder Lutheraner noch Katholik, weder Pfingstkirchlicher noch Orthodoxer – und hier ist weder Europäer noch Afrikaner noch Asiat und – immer noch ist es nicht überflüssig, das zu sagen –: hier ist weder Mann noch Frau. Ihr seid alle einer Christus. Vor ihm haben diese Unterschiede keine Geltung. Sie sind ganz nachrangige Unterschiede, nicht mehr. So überschreitet der Glaube in Christus eure Grenzen; und – so füge ich hinzu – das sollte uns doch verstehen lassen, was solche Grenzen sind und was nicht.

Und die These des *Jakobus* lautet – in unsere Sprache überführt: Es geht nicht, Christ zu sein ohne Ethik. Der Glaube muss doch einen Unterscheid nicht nur im Denken machen, sondern diesen auch im Handeln fortführen, im sozialen Handeln, und das heißt heute zugleich auch im politischen Handeln. Ein Glaube, der keinen Unterschied ausmacht, der einen nicht dazu treibt, Gutes nicht nur zu denken, sondern auch zu tun, ist im Grunde kein Glaube mehr, er ist tot. Glaube überschreitet die Grenzen des Feierns und der privaten guten Gefühle. Und ich spitze es nochmal zu: Sich am christlichen Gottesdienst in Deutschland zu freuen – und es achselzuckend hinzunehmen, dass nur durch dicke Türen und durch Polizeischutz in unserem Land sich erreichen lässt, dass Juden in ihrem Gottesdienst in Frieden und ohne Angst ums eigene Leben feiern können, das geht nicht. Und das, was alles einem Juden in Bonn im Hofgarten passieren kann, wie auch immer es genau gewesen sein mag, das liegt keine 100 Meter von hier. Da hat Jakobus recht. Dabei können wir ruhig auch der Meinung sein, dass seine Verse wenig erkennen lassen von den besonderen weiteren Stärken des Glaubens – was ja für uns, wo der Glaube viel weniger selbstverständlich geworden ist, auch sehr wichtig wäre. Auch könnte Jakobus vielleicht noch deutlicher sagen, dass der Glaube auch nicht im Tun aufgeht. Jedenfalls bei uns ist das ja durchaus eine Herausforderung, zu fragen: Was geht eigentlich verloren, wenn der Glaube sich transformiert haben sollte in nichts als soziales und politisches Bewusstsein. Geht das auf die Dauer gut? Aber Jakobus ist ja nicht die ganze Bibel – genauso wie Paulus nicht die ganze Bibel ist. Und noch mehr. Mir scheint, da steht noch etwas zwischen den Zeilen der biblischen Worte im Interpretationsstreit über das Verhältnis von Glaube und Werken – ein Streit, der sich als etwas erwies, wo es darauf ankommt, auf die Situationen und Perspektiven mit zu achten.

IV. Leben mit den Gegensätzen in der Bibel – auch für uns

In diesem Semester sollen unsere Gottesdienste und Predigten laut der Überschrift der Reihe ja auch demonstrieren, dass wissenschaftliche Interpretationsperspektiven und christliche Glaubensperspektive in einen Dialog treten können, in den Streit der Argumente und ins Überschreiten der Grenzen zwischen beiden Sichten. Das Verhältnis zwischen Glaube und Wissenschaft, zwischen Theologie und Natur- wie Kulturwissenschaft geht dann gut, wenn denn zugleich die jeweils eigene Perspektive in ihrer Begrenztheit respektiert wird. Ja noch weiter: Es schließt auch die Grenzen der Perspektiven des Glaubens ein. Denn

auch unser eigener Glaube ist nicht zu verwechseln mit der Perspektive Gottes. Er beschränkt sich auf das, was wir davon erfassen können, wie es sich in unseren Situationen jeweils darstellt. Und das deutlich zu machen, darin sind unsere Traditionen, bis zu den Liedern des Gesangsbuchs hin, m.E. noch nicht so klar und stark, wie ich es mir manchmal wünsche. Aber Gesangbuchausgaben werden auch alle paar Jahrzehnte überarbeitet ...

Dabei zeigen sich deutlich schon in der Bibel die Grenzen jeweiliger Glaubensperspektiven. Zuerst in der wunderbaren nicht nur Übereinstimmung, sondern auch Differenz der Interpretationen des Alten und des Neuen Testaments. Und dann auch eben durchaus in der Differenz der Interpretationen innerhalb des Neuen Testaments. Daran lässt sich lernen. Wie zwischen Paulus und Jakobus: Glauben und Glauben – je nach Situation bekommt er einen etwas anderen Charakter. Und Werke tun, Werke der Tora oder Werke des Protestantismus, oder Werke der sozialen Taten oder politischen Tat – auch das bekommt jeweils einen anderen Charakter. Wir haben unser Christsein nicht in Tüten. Es ist ja lebendig und kein totes Ding. Wir haben da eine ganze Welt guter Interpretationen, aufgeschrieben in der Bibel – eine Welt, der wir als Glaubende mit viel Vertrauen begegnen, sie ist doch unsere Heilige Schrift. Und genau diese stößt uns mit der Nase darauf: Es gibt die Welt nicht in festabgepackten Sachen, die Bibel ist gerade nicht eine solche Sache. Sondern die Welt der Bibel, die wird da wichtig, wo sie mir mein Leben aufschließt, ihm widerspricht, es anregt. Wo in ihm Gottes Geist sich seinen Weg verschafft. Wo er uns dazu treibt, Grenzen zu überschreiten – und dazu, sie zu verstehen, und zu respektieren, von welcher Art die Grenzen jeweils sind und von welcher nicht. Dann ist unser Glaube nicht tot, sondern lebendig – wie Jakobus es formuliert. Dann macht er uns zu welchen, die den Unterschied sehen: Etwa den zwischen dem Evangelium, das in Jesus Christus uns geschenkt ist, und den Traditionen und Gewohnheiten, die uns stützen sollen, aber auch dazu neigen, uns zu fesseln. Dann macht uns das zu welchen, bei denen das Glauben sich als Tun ausdrückt, da, wo dieses Tun ganz leise – und für andere in Bezug auf seinen Hintergrund gar nicht erkennbar – auftritt, aber das Tun effektiv etwas verändert. Und das ist lebendig dann, wo der Glaube uns gerade dazu bringt, nicht anders zu können, als zu reagieren und dies überrascht. Und das gilt auch für Situationen, wo wir den Glauben einzubringen wagen als etwas, das eben auch seine Bedeutung und seinen Sinn hat. Und sei dies, dass es mitten in einer Universität ein Kirchengebäude gibt, in dem, während sonst an diesem Tag alles abgeschlossen ist, dieser Raum in der Universität geöffnet ist und in ihm Musik erklingt, gesungen, gelesen, gesprochen, gehört und gebetet wird – in versöhnter Verschiedenheit derer, die hier gemeinsam Gottesdienst feiern. Und in diesen Jahren auch in versöhnter Verschiedenheit derer, die am Sonntagmorgen hier feiern, von 11-12 Uhr evangelisch-akademisch, und derer aus der Münstergemeinde, die am späteren Nachmittag, während der Jahre der Renovierung des Gebäudes, hier die römisch-katholischen Abendmesse feiern. Der

Glaube ist lebendig darin, dass wir mal auf Paulus und mal auf Jakobus hören – und dabei den jeweils anderen von den beiden gar nicht zum Schweigen bringen müssen. Und er ist lebendig auch darin, worin wir uns dessen bewusst werden, dass wir nicht aufhören, die Schülerinnen und Schüler der Tora zu sein, die aufnehmen, was in ihr uns als Christen Einzigartiges geschenkt wird:

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, wo die Spötter sitzen, sondern hat Lust am Gesetz des Herrn [...]. Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit [...].“ (Ps. 1, 1-3a)

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und inne in Christus Jesus. Amen

Wer oder was heilt?: Joh 5,1-16

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Prof. Dr. Tilman Sauerbruch

27. Oktober 2019, 19. Sonntag nach Trinitatis

Die Heilung am Teich Bethesda

1 Danach war ein jüdisches Fest, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem.

2 Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heißt auf Hebräisch Bethesda. Dort sind fünf Hallen; 3-4 in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte.

5 Es war aber dort ein Mensch, der war seit achtunddreißig Jahren krank. 6 Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? 7 Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. 8 Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! 9 Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin. Es war aber Sabbat an diesem Tag. 10 Da sprachen die Juden zu dem, der geheilt worden war: Heute ist Sabbat, es ist dir nicht erlaubt, dein Bett zu tragen. 11 Er aber antwortete ihnen: Der mich gesund gemacht hat, sprach zu mir: Nimm dein Bett und geh hin! 12 Sie fragten ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bett und geh hin? 13 Der aber geheilt worden war, wusste nicht, wer es war; denn Jesus war fortgegangen, da so viel Volk an dem Ort war.

14 Danach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: Siehe, du bist gesund geworden; sündige nicht mehr, dass dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre. 15 Der Mensch ging hin und berichtete den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. 16 Darum verfolgten die Juden Jesus, weil er dies am Sabbat getan hatte.

17 Jesus aber antwortete ihnen: Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag, und ich wirke auch. 18 Darum trachteten die Juden noch mehr danach, ihn zu töten, weil er nicht allein den Sabbat brach, sondern auch sagte, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gott gleich.

Liebe Gemeinde,

es ist nicht nur ein Teich mit fünf Hallen, ein kleines Kurzentrum, das sich in Bonn um die Heilung der Kranken bemüht ... und es ist auch kein zufällig als Pilger zu den heiligen Stätten vorbeiziehender Wanderprediger, der sich hierzulande als Arzt betätigen könnte, das ginge gar nicht. Ohne Medizinstudium und Approbation keine ärztliche Praxis, im Regelfall der Studienordnungen und Ärztekammern, der behördlichen Arzneimittelprüfungen und der WHO jedenfalls ist festgelegt, **wer heilt und was heilt, welche Personen mit welcher Bildung und welche Medikamente.** Und diese Ordnungen gelten für die ganze westliche Welt.

Aber die Vereinbarungen und Verordnungen des öffentlichen Gesundheitswesens wirken zwar einheitlich, sind jedoch keineswegs so unumstritten, wie es die machtvolle Klarheit der Klinikgebäude, der Glanz der Apparaturen und die Menge der finanziellen Mittel erscheinen lässt. Wir alle wissen: Überschreitet man die Grenzen des medizinischen Systems der westlichen Welt, dringt man ein in die Geisteswelt der indigenen Völker, in die Gesundheitslehren der fernöstlichen und afrikanischen Kulturen, so trifft man auf ganz andere Auffassungen von Gesundheit und Krankheit, da werden Grenzen überschritten, die in unserer Kultur kaum zu überschreiten sind. Obwohl: Auch die für unsere Gesundheit tätigen Menschen verstehen im allgemeinen die Grenzen medizinischer Möglichkeiten der Menschheit recht flexibel und nehmen sie zugleich ganz gewissenhaft wahr; längst sind die Auffassungen über die Zusammenhänge zwischen psychischen und organischen Prozessen aus dem starren Korsett naturwissenschaftlicher Betrachtung im engeren Sinne gelöst, hat eine ganzheitliche Betrachtung des gesunden wie des kranken Menschen wieder Platz gefunden, die sog. Apparatemedizin hat auch hierzulande vielfach Kritik und auch Korrekturen erfahren.

Nun werden Sie vermutlich bei sich sagen: Darum geht es doch gar nicht in dieser Wundergeschichte vom Heiler Jesus am Teich Beth chäsäd, im Haus der Gnade: Es geht doch nicht um die Konkurrenz der Medizinsysteme und ihre Erfolge. Es geht doch um die Bedeutung des Jesus von Nazareth für die Menschheit, seine besondere Verbundenheit, ja Einheit mit Gott, die ihm die Kraft gab, die Ordnungen seiner Gesellschaft in Frage zu stellen und dann auch die Lähmungen der Lahmen zu heilen; es geht um den Herausforderer der sozialen Ordnung, der eben auch am Sabbat heilte, was gesetzlich verboten war.

Aber als Heilungsgeschichte spricht sie – mindestens in ihrem ersten Teil und der interessiert uns heute vor allem – doch auch die Ärzte an, und die Frage steht im Raum – **wer oder was heilt?** War es das bewegte Wasser, das heilte, eine Art Kneippkur? War es der Glaube des Gelähmten an die Wunderkraft des Mannes Jesus – dein Glaube hat Dir geholfen? War es die Heilkraft des Mannes aus Nazareth selbst?

Ich habe als Antwort auf diese Fragen, da diese Predigtreihe ja dialogisch verfahren will, die Stimme eines Kollegen aus der medizinischen Fakultät gesucht und gefunden.

Während meiner aktiven Zeit als Arzt und als Mediziner wurde ich hin und wieder gefragt, was ein guter Arzt sei. Meine Definition, an der ich noch heute festhalte, die beliebig erscheinen mag, ist diese: „Gute Ärztinnen oder Ärzte sind die, zu denen die Patienten Vertrauen haben, und bei denen das Vertrauen gerechtfertigt ist.“ Dieser Mensch im Johannes-Evangelium hat Vertrauen, und das Vertrauen ist gerechtfertigt. Er nimmt sein Bett und geht hin. So einfach ist es nicht für den Arzt. Manchmal gelingt es, dieses „nimm Dein Bett und geh hin“. Ganz konkret. Dann gelingt es wieder nicht. Ich bin kein Theologe, weiß nicht, welche ganz andere,

auch spirituelle Ebene der Text birgt. Aber wenn wir die Worte nach unserem heutigen Verständnis, dieses „nimm dein Bett und geh hin“ als den konkreten Ausdruck einer Heilung begreifen, dann ist diese eine Leistung menschlicher Gesellschaften über viele Jahrhunderte, die Anhäufung von Wissen, Technik und auch Geschick über Erkenntnis, Arbeit, Arbeitsteilung und deren Speicherung. So war die Entdeckung und Definition von Krankheitserregern entlang des mühsamen Wegs, den das Kollektiv Mensch gegangen ist. Wir helfen uns selbst, auch auf Kosten der Welt, in der wir leben. Wo war da Jesus, frage ich mich? Die Antwort fällt mir, als einem, der das Neue Testament möglicherweise nicht richtig lesen kann, schwer. Jesus, Teil eines Ganzen, in das wir gehören, dessen Gäste wir sind – so weit geht meine Vorstellung.

Vor einer Woche fiel mir ein dermatologischer Atlas der Syphilis in die Hand, vor 100 Jahren erschienen. Die scheußliche Veränderung der Menschen durch die chronische Entzündung an den verschiedensten Körperteilen bis hin zu den entstellten Kindern, denen der Erreger von der Mutter übertragen wurde. Das auslösende Bakterium war noch nicht entdeckt, es gab kein Penicillin, es gab kein Entkommen. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts kennen wir den Erreger, seit 1940 gibt es die Behandlung mit Penicillin. Heilung.

Als ich hier nach Bonn kam, betreuten wir die vielen Bluterpatienten, die durch die Gabe von Gerinnungsfaktoren aus Blutplasma mit HIV infiziert worden waren. Da diese angeborene Störung — von der Mutter übertragen — nur die Söhne betrifft, waren die Eltern überrascht von der Erkrankung bei den Kindern; und dann waren plötzlich zwei Söhne neben der chronischen Blutkrankheit durch die Blutgerinnungs-Präparate auch mit dem HI-Virus infiziert worden, manche starben in der von mir geleiteten Klinik. Das medizinische Personal konnte nur zuschauen, die verzweifelten Fragen der Eltern blieben offen, deren Kinder mussten es ertragen bis zum bitteren Ende. Wo, frage ich mich noch heute, war das Vertrauen in diese Welt gerechtfertigt und wo das Vertrauen in den Rat der Ärzte — die es gut gemeint hatten — zur prophylaktischen Gabe von Gerinnungspräparaten? Das Ergebnis war eine Tragödie. Niemand konnte es wissen. Heute können wir die Blutprodukte testen, es gibt praktisch kein Risiko der HIV-Übertragung durch Blut oder Blutprodukte mehr. Und beim Infizierten kann das HI-Virus zumindest so in seiner Vermehrung heruntergedrückt werden, dass er eine nahezu normale Lebenserwartung hat. Die Ergebnisse einer groß angelegten internationalen Forschung in weniger als zwei Jahrzehnten. Heilung. „Nimm Dein Bett und gehe hin“.

Und all die vielen Erleichterungen, die Technologie und Geschick hervorgebracht haben, die vielen perfekten Operationen. Der Segen der Anästhesie, der Segen der Schmerztherapie. Darf ich das hier in der Kirche Segen nennen? Ich empfinde es so. Da ist Vertrauen gerechtfertigt, Vertrauen in den Arzt, der in dieser Situation eigentlich Handwerker ist. Vertrauen in die Entwicklung einer Gesellschaft. Und doch bleibt berechtigtes Misstrauen. Es gibt Pannen, es gibt falsche Indikationen,

wir lassen uns auch durch ökonomische Gesichtspunkte leiten, den Wunsch nach Gewinn, Gewinn für wen auch immer — aber nicht primär für den Patienten „nimm Dein Bett und geh hin“, oder auch nicht — wenn es schief ging . Wir Ärzte können davon gut leben.

Ja, und es gibt immer noch die vielen „Kranken, Blinden, Lahmen, Ausgezehrten“, die vielen Menschen mit den Krankheiten unserer Zeit, denen wir nicht helfen können, die enorme Zunahme psychischer Krankheiten, manche Karzinome. Es gibt immer eine Krankheit zum Tode. Wo steht hier der Arzt? Sicher gibt es nicht den einen Arzt, die eine Ärztin. Sie sind zwar durch Examen und Approbation von der Gesellschaft und dem universitären Wissen definiert. Aber sie verästeln sich in so viele Spezialitäten. Und ihre Rolle wandelt sich. Ebenso wie sich die Gesellschaften und ihre Organisation wandeln, wie auch die Krankheiten sich wandeln.

Vielleicht gibt es da doch einen Kern, der bleibt bei der Frage „Wer oder was heilt“. Das ich und das Du. Ich als Arzt ehrlich (zu mir und zu den Patienten) — mit dem, was ich kann — und das Du, die Patienten, was sie bewegt in ihrem Gefangensein im Körper. Dafür versuche ich mit dem Gegenüber, dem Du, den Patienten, einen Weg zu finden. Der Begriff „Heilen“ ist oft zu weit gegriffen. Manchmal gelingt es, bei einigen Störungen des „misbehaving body“ auch oft. Dann wieder ist es allein der Weg, ein Weg mit jemandem, der Vertrauen hat, und für den man versucht dieses Vertrauen zu rechtfertigen, in der Hoffnung und mit der ernsthaften Intention, das Geschick, das Wissen, das Mitgefühl, die Kraft und die Ausdauer dafür zu haben — oder andere dafür zu finden.

Und der Text heute? Vielleicht ist er für einige Menschen eine Lösung, ein Aufhorchen, ein Hinhören. Diese Patienten können ihr Bett nehmen und hingehen. Hier berührt mich der Text. Gestern schickte ich den Text an einen Freund und Schwager, er ist gefangen im Körper, was meinst Du, fragte ich ihn. Seine sofortige Antwort-Mail ist so viel weniger kleinmütig als mein Tasten. Ich zitiere in Auszügen: *„Es gibt eine Kraft des Geistes, Glaubens, des Willens und der Zuversicht ... Diese Kraft ist ein Geschenk und eine Gabe. Man kann sie gemeinhin nicht kaufen, auch nicht von Ärzten welcher Fachrichtung auch immer. Man kann lediglich offen sein, sie zu empfangen, wo und wie sie sich einem zeigt, vermittelt, offenbart ...“*.

Liebe Gemeinde,

mit diesen differenzierten ärztlichen und biblischen Betrachtungen ist die Frage nicht entschieden „wer oder was heilt“, aber doch beantwortet: Im gegenseitigen Vertrauen zwischen Arzt und Patient kann Heilung geschenkt werden, durch Mittel auch, die im besten Fall eine Form kunstvoller Zuwendung darstellen. Wer sich als Arzt, als Mensch Kranken mit all seiner Einfühlung zuwendet, der heilt, auch wenn er ein Leben nicht retten kann. Und er wird in verantwortlicher Position darauf

hinwirken, dass auch Mediziner mit bewundernswerter technischer Kompetenz als Ärzte ihre Heilkunst dem einzelnen Patienten spenden.

Liebe Gemeinde,

ich habe keinen Menschen ... sagt der Gelähmte zu jenem Wanderprediger aus dem ungebildeten Norden, aus Galiläa, aus Nazareth ... und ich bin sicher, Jesu Worte, vom Evangelisten Johannes überliefert, haben dazu beigetragen, dass es in unserer Gesellschaft immer wieder viele Menschen gibt, die bereit sind, da zu sein für Menschen in Not und Leid. Vergleichbar der Szene am Teich Bethesda ist die Erzählung des Lukas vom Barmherzigen Samariter, der dem Überfallenen auf der Straße zwischen Jericho und Jerusalem hilft; in beiden Erzählungen, die unsere Kultur bis auf den heutigen Tag bestimmen, geht es um die schlichte Aussage: Menschen, die wenigstens einen Menschen haben, sind nicht ganz hilflos.

Und so sind auch die großen Bonner Burgen der Medizin ein eindrückliches Zeichen, dass Menschen zum Heilen helfen wollen, auch wenn sie dabei an die Grenzen ihrer Mittel und Möglichkeiten stoßen. Und um diese Grenzen zu ermitteln und zu verstehen und, wo es sein kann, sie hinauszuschieben und umzugestalten, dazu werden alle diese Anstrengungen unternommen. Und dafür, für die Mühe und den Segen, den Gott darauf doch immer wieder legt, sind wir dankbar, auch in dieser Stunde. Amen.

Ein Bund fürs Leben: 1. Mose 8,18-22; 9,12-17

Wiss. MA. Katharina Opalka

03. November 2019, 20. Sonntag nach Trinitatis

18 So ging Noah heraus mit seinen Söhnen und mit seiner Frau und den Frauen seiner Söhne, 19 dazu alles wilde Getier, alles Vieh, alle Vögel und alles Gewürm, das auf Erden kriecht; das ging aus der Arche, ein jedes mit seinesgleichen.

20 Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar.

21 Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe.

22 Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich geschlossen habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier bei euch auf ewig:

13 Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. 14 Und wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. 15 Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, dass hinfort keine Sintflut mehr komme, die alles Fleisch verderbe.

16 Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist. 17 Und Gott sagte zu Noah: Das sei das Zeichen des Bundes, den ich aufgerichtet habe zwischen mir und allem Fleisch auf Erden.

Liebe Gemeinde,

„Meinen Bogen setzte ich in die Wolken“. Wenn man diese Worte hört, fällt es leicht, sich die schönsten Regenbögen vorzustellen, an die man sich erinnern kann. Der Regenbogen nach einem Sommergewitter im Burgund, das alle Zelte weggespült hat. Der Regenbogen, der während der Seminarsitzung erscheint, und eine ganze Reihe Studierender davon abhält, weiterzuarbeiten, solange noch der Regenbogen zu sehen ist. Der Regenbogen, der im unwahrscheinlichsten Moment, vor dem Küchenfenster erscheint, so dass man stoppt, bei dem was man tut, und auf den Balkon tritt, um zuerst den Regenbogen zu bewundern, bevor es weitergeht. Wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, ist es oft so, dass Menschen innehalten. Weil es schlicht schön ist, einen Regenbogen zu sehen, ungewöhnlich genug, um einen noch aufblicken zu lassen, und weil sicherlich viele die mit dem Regenbogen verbundenen Geschichten der Hoffnung kennen.

Die alttestamentliche Geschichte, die Erzählung vom Regenbogen, die wir eben in der Lesung gehört haben, ist eine Geschichte, die uns sehr vertraut ist. Es ist eine gut und eine vielleicht verdächtig gut erzählte Geschichte.

Der Ausschnitt, der für diesen Sonntag vorgeschlagen ist, erzählt von dem Bund Gottes mit den Menschen, und schließlich von dem Bogen, den Gott in den Wolken setzt. Davor kommt die Erzählung von der Arche, ebenfalls mit den vertrauten Komponenten: Die Flut, die Gott schickt, um die Menschen zu strafen, die Arche, die Tiere und Noahs Familie, die gerettet werden.

Die Erzählung vom Regenbogen wird durch die Vorgeschichte der Arche noch eindrucksvoller – und deutlich abgründiger. Ich halte die Geschichte von der Arche, vom Regenbogen, je mehr ich sie lese, je länger ich darüber nachdenke, für eine notwendige Geschichte – und für eine Geschichte, die eigentlich fast zu grausam, und zu furchtbar ist, um sie zu erzählen, die am Rande dessen sich erzählt, was wir gerade noch in Worte fassen können. Ich verstehe sie als eine Geschichte, die sich ernsthaft, sehr ernsthaft fragt, wie und ob Hoffnung geschehen kann, Hoffnung trotz allem. Der Regenbogen in dieser Geschichte ist nicht schön und ein bisschen nett, vielleicht naiv, sondern eine harte Hoffnung.

In der Zusammenstellung mit der Evangeliumslesung für diesen Sonntag wird die Grausamkeit der Arche-Erzählung umso deutlicher: Alle, so wird es erzählt, sterben in der Flut. Auch die Kinder, die eigentlich besonders Schützenswerten, auch sie sterben in der Sintflut, bis auf die Mitglieder von Noahs Familie.

Die Erzählung von Noah und seiner Familie, der Arche und der Tiere auf der Arche, dieser Ausschnitt ist eine Erzählung von Durchhaltevermögen, von Überwinden, von Triumph, im Ende von Segen.

Noahs Erzählung und die Erzählung seiner Familie geht weiter – die Erzählung allen anderen Lebens bricht ab, vollständig und für immer. Keine andere Lebenserzählung geht weiter, alles bricht in der vollständigen und totalen Vernichtung ab.

Es ist ein Wagnis solch eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte endet mit einer Vorstellung von Gott, die versucht, dem Ganzen eine Sinn zu geben – und dabei den Schrecken nicht zu nivellieren, den das Leben auf der Erde manchmal bedeuten kann.

Die Erzählung endet mit dem Kriegsbogen, den Gott abnimmt, und in die Wolken hängt. Nicht unbedingt die Menschen sollen beim Anblick des Regenbogens innehalten in der Logik der Erzählung, sondern Gott selbst. Gott selbst hält inne, im Anblick des Regenbogens, weil Gott erst wieder zum Bogen greifen müsste, den Bogen spannen müsste, um zu vernichten – das ist das Gottesbild, das hinter der Erzählung steht. Gott selbst hält inne und erinnert sich an sein Versprechen, dass es weitergehen soll – und weitergehen kann, auch da, wo es auf keiner Seite eigentlich mehr Hoffnung gibt.

Das ist, was erzählt wird: Gott hat die Menschheit vollständig vernichtet und des Menschen Herz ist böse von Jugend an. Das ist eine düstere Beschreibung des

Zustandes. Doch die Erzählung bricht dort nicht ab, sondern sie geht weiter und alleine das ist schon ein Zeichen von Hoffnung. Die Erzählung wird weitergeführt, ohne zu sagen, dass alles gut ist, vor der Flut und nach der Flut deutlich getrennt, böse und gut klar benannt.

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist“ – so heißt es im Wochenspruch scheinbar sehr eindeutig, schwarz und weiß, ja und nein. In der Erzählung von der Flut und dem Regenbogen ist das nicht so klar zu trennen. Die Hoffnung im Regenbogen, sie läuft ineinander, wie die Farben des Regenbogen selbst. Den Regenbogen in Anspruch zu nehmen, und mit dem Regenbogen zu hoffen, bedeutet für mich nicht nur anzuerkennen, dass es den Regen, das Gewitter, die Ahnung der Vernichtung bedarf, um den Regenbogen zu sehen. Den Regenbogen in Anspruch zu nehmen, und mit dem Regenbogen zu hoffen, bedeutet für mich auch anzuerkennen, dass es weitergeht, aber dass das Böse noch nicht vorbei ist, zu wissen, dass die Hoffnung oft und meistens im trotzdem bleibt.

„Was der Regenbogen uns gegeben hat, ist dass er uns verbindet. Ich kann in ein anderes Land gehen, und ich sehe den Regenbogen, ich kann annehmen, dass dort jemand wie ich wohnt, das es sicher ist, dort zu sein. Der Regenbogen ist eine Art Sprache, und er beansprucht Macht für sich.“

Das sagt kein Theologe, sondern Gilbert Baker, der in 1974 die Regenbogenflagge als Zeichen der damaligen Schwulen- und Lesbenbewegung entworfen hat: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Lila.

Der Regenbogen, den Gilbert Baker in Anspruch nimmt, basiert nicht – zumindest nicht explizit – auf den biblischen Erzählungen. Aber er drückt auf eine ähnliche Weise eine Hoffnung aus. Jede der Farben steht für einen Lebensbereich, Rot für das Leben an sich, Orange für Heilung, Gelb für das Sonnenlicht, Grün für die Natur, Blau für Gelassenheit und Frieden, Lila für Spiritualität. Die Hoffnung, die sich 1970 für Gilbert Baker ausdrückt, ist, dass das alles auch den Schwulen, Lesben und Bisexuellen, Transpersonen, Intersexuellen, queeren Menschen zusteht, dass sie ein Leben leben können, in dem alle Teile einer Lebensgeschichte erzählt werden können. Die Regenbogenflagge der queeren Bewegung ist nicht einfach nur laut und schön und farbenfroh, das auch, sondern sie stellt sehr ernsthaft die Frage, wie Hoffnung geschehen kann – auch da, wo es wenig Anlass zu hoffen gibt, wo darum gerungen wurde und an vielen Orten gerungen werden muss, dass alle Teile des Lebens gelebt werden können.

Mit der Regenbogenflagge, mit dem Regenbogen zu hoffen, ist eine Hoffnung, die nicht einfach oder naiv ist. Es ist eine Hoffnung, in der die Vernichtung, die Zerstörung anerkannt wird und die trotzdem hofft, dass es weitergeht – auch wenn nicht alles gut ist, gut war und gut weitergeht. Es ist eine Hoffnung, die sich am Rande des Sagbaren bewegt – und für mich, auf diese Art und Weise, die stärkste Hoffnung.

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Und der Friede Gottes, der alles übersteigt, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Gnade vor Recht: Lk 6,27-38

Prof. Dr. Günter Röhser, Prof. Dr. Christian Hillgruber

10. November 2019, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde,

mir fiel zu den Stichworten „Gnade“ und „Recht“ bezeichnenderweise ein Märchen der Brüder Grimm ein – was schon die tiefe Verwurzelung des Begriffspaares im deutschen Sprachschatz anzeigt:

"Ach, lasst Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen", sagte der Mann zu der Zauberin, als er für seine Frau ihren Rapunzelsalat gestohlen hatte. „Meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt und empfindet so großes Gelüsten danach, dass sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme."

"Lasst Gnade für Recht ergehen!" Dass Gnade für Recht ergeht – so sagt mir das Märchen und meine allgemeine Lebenserfahrung –, das ist die große Ausnahme, die Abweichung von der Regel. Diebstahl kann nicht toleriert werden, auch Salatdiebstahl nicht – wieviel Verständnis im Einzelfall man immer dafür aufbringen mag. "Mach's gnädig", sagen wir, wenn jemand sich nicht so verhalten soll, wie es eigentlich möglich und vielleicht auch angebracht wäre. Wir sprechen von einem begnadeten Menschen, z.B. von einer begnadeten Künstlerin, wenn wir ihre einzigartige Begabung – die Ausnahme von der Regel – zum Ausdruck bringen wollen.

In unserem heutigen Predigttext scheint es genau umgekehrt zu sein: Hier wird die Ausnahme – Gnade und Barmherzigkeit – zur Regel erklärt; hier wird die christliche Ethik als eine solche beschrieben, die auf den gerechten Ausgleich verzichtet. Ich lese einen Abschnitt aus der sog. Feldrede Jesu im Lukasevangelium im 6. Kapitel, der für den Juristen wie für den Theologen eine Herausforderung, ja eine pure Provokation darstellt:

Von der Feindesliebe

27 Aber ich sage euch, die ihr zuhört: Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen; 28 segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen. 29 Und wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht. 30 Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, von dem fordere es nicht zurück. 31 Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!

32 Und wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben ihre Freunde. 33 Und wenn ihr euren Wohltätern Wohltut, welchen Dank

habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbe auch. 34 Und wenn ihr denen leiht, von denen ihr etwas zu bekommen hofft, welchen Dank habt ihr davon? Auch die Sünder leihen den Sündern, damit sie das Gleiche bekommen. 35 Vielmehr liebt eure Feinde; tut Gutes und leiht, wo ihr nichts dafür zu bekommen hofft. So wird euer Lohn groß sein und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.

Von der Stellung zum Nächsten

36 Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. 37 Und richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben.

38 Gebt, so wird euch gegeben. Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch wieder messen.

Jeder relativierende Ausweg durch die Frage „Wann und wo sollen denn diese Weisungen Jesu gelten?“ ist hier verstellt. Sie gelten immer und überall – in der Politik, in der Gemeinde, im Beruf, in der Familie, im Privatleben wie in der Öffentlichkeit, also natürlich auch im Recht. Es gibt nicht die leiseste Andeutung einer Ausnahme oder Einschränkung.

Sie gelten sogar allen Menschen. Wenn Jesus zu Beginn sagt: „Aber ich sage euch, die ihr zuhört“, dann redet er damit seine Jünger und die ganze Volksmenge an, die zu ihm gekommen ist (V. 17f) – nicht anders als in der Bergpredigt des Matthäusevangeliums, die dieselben Provokationen enthält.

Allerdings wird durch die Gegenüberstellung zu den „Leuten“ in der Goldenen Regel, zu den „Sündern“ und den Feinden, denen man nicht Gleiches mit Gleichem vergelten soll, sofort klar: Diejenigen, die sich so verhalten und Jesu Weisung folgen, die treten damit gewissermaßen automatisch in die Nachfolge ein; sie werden „Kinder des Höchsten“ sein; denn auch er ist barmherzig und „gütig gegen die Undankbaren und Bösen“ (V. 35). Oder anders gesagt: Nur in der Nachfolge Jesu, nur als Christinnen und Christen können und sollen wir dann auch diesen Provokationen Jesu uns stellen.

Heißt das nun, dass wir als Christinnen und Christen nicht mehr für ausgleichende Gerechtigkeit sorgen dürfen? Dass wir den gestohlenen Rapunzelsalat nicht nur nicht zurückverlangen dürfen, sondern sogar noch einen dazugeben sollen? Dass am Ende ein Christ kein Richter sein kann?

Höchste Zeit, lieber Herr Hillgruber, dass Sie sich einmischen!

Wenn Gnade vor Recht ergehen soll, wo bleibt dann das Recht? So könnte man fragen. Aber Gnade will gar nicht das Recht ersetzen, sie tritt nicht an die Stelle des Rechts, sondern folgt ihm und seiner Anwendung nach. Es geht also gewissermaßen um „Gnade nach dem Recht“.

Gnade im engeren Sinne meint die Befugnis, im Einzelfall eine rechtskräftig erkannte Freiheitsstrafe ganz oder teilweise zu erlassen, sie umzuwandeln oder ihre Vollstreckung auszusetzen, Gnade in einem weit(er) verstandenen Sinne den Verzicht auf die Geltendmachung bestehender Rechtsansprüche mit Blick auf diejenigen, gegen die sich diese Ansprüche richten und denen die Erfüllung dieser Ansprüche im Einzelfall mehr abverlangen würde, als sie zu leisten vermögen. Gnade kann man daher erst walten lassen, wenn Recht gesprochen worden ist. „Gnadenerweise betreffen ausschließlich die Rechtsfolgen bestimmter mit Sanktionen bedrohter Rechtsverletzungen; die Rechtsverletzung als solche wird durch die Ausübung von Gnade nicht berührt“, geschweige denn in Frage gestellt. Der begnadigte Täter wird nicht entschuldigt. Begnadigt werden kann nur, wer Schuld auf sich geladen hat. Die Übung von Gnade ist somit keine Korrektur des Schuldspruchs, sondern eine Korrektur der damit verbundenen Sanktionen, und dies obwohl die verhängte Strafe schuldangemessen ist und damit der ausgleichenden Gerechtigkeit Genüge tut.

Über seinen Strafanspruch kann der Staat, auch der Rechtsstaat, verfügen, über Rechte anderer nicht. Wer in zurechenbarer Weise einem anderen einen Schaden zugefügt hat, muss ihn ausgleichen. Das fordert die Gerechtigkeit, das fordert das geltende Recht. Aber der geschuldete Ausgleich kann den Schädiger unter Umständen überfordern. Dann, so verstehe ich unseren Predigttext, soll der Geschädigte Nachsicht walten lassen, nicht auf seinem Recht unbedingt bestehen, auf einen Schadensersatzanspruch oder jedenfalls dessen Durchsetzung ggfls. ganz oder teilweise verzichten. Das sollte jedenfalls ein Christ tun. Nicht, weil das rechtlich geboten wäre, das ist es gerade nicht, sondern weil er sich damit gegenüber seinem Nächsten barmherzig zeigt. Wer jemandem etwas schenkt und groben Undank erfährt, darf nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Geschenk zurückfordern; aber er muss es nicht; er kann sich auch großmütig zeigen und auch dem Undankbaren das Geschenk belassen, und genau das sollte ein Christ tun: „Und wenn ihr nur denen Gutes tut, die euch Gutes tun, welchen Dank erwartet ihr dafür? Das tun auch die Sünder.“

„Richtet nicht“, heißt in diesem Kontext nicht, dass ein Christ nicht das Recht anwenden und aussprechen soll; ein Christ, so sagt Luther, soll als „Weltperson“ nicht weltliche Ämter meiden, fliehen und aus der Welt laufen wollen, sondern soll sich auch selbst für das weltliche Regiment zur Verfügung stellen, „das Schwert führen und die Bösen strafen“. Die Übernahme und Ausübung eines Amtes, auch und gerade des Richteramtes, ist vielmehr christliche Mitverantwortung für die rechte Ordnung und Gestaltung der Welt aus Gottes- und Nächstenliebe. „Richtet nicht, dann werdet auch ihr nicht gerichtet werden“, meint etwas ganz anderes: Seid nicht selbstgerecht und unbarmherzig, denn ihr selbst seid auf Gnade und auf barmherzige Nachsicht angewiesen. Christus appelliert an uns, das Recht nicht gnadenlos zu vollziehen, es nicht unbarmherzig einzufordern.

Das ist nun eine völlig andere Perspektive als die, die ich bei meiner Auslegung des Textes eingenommen habe: nicht „Gnade für Recht“, sondern „Gnade nach dem Recht“. Sie macht ernst damit und hat ihr Recht darin, dass man biblische Texte nicht einfach naiv in die Gegenwart umsetzen kann. Es ist ein Unterschied, ob – wie in unserem Text – eine kleine christliche Minderheit einer nichtchristlichen Gesellschaft gegenübersteht, von der sie sich unterscheiden und abgrenzen will und muss, oder ob die Christen selbst dazu in der Lage und aufgerufen sind, die Gesellschaft und den Staat zu gestalten oder mitzugestalten. Dies ist die Situation, die sich in der alten Kirche nach dem Ende der Christenverfolgungen sehr schnell einstellte, und dies ist auch die Situation, in der Luther sich vorfand und in die er hineinspricht. Es wäre theologisch unverantwortlich, diese gegenüber der Zeit Jesu völlig veränderte Situation zu übersehen.

Und doch muss der Exeget und Theologe Anwalt des Textes bleiben und fragen: Darf man es sich so einfach machen und dem Text seinen Stachel ziehen, indem man aus „Gnade für Recht“ „Gnade nach dem Recht“ macht? Müsste man nicht Gnade und Recht mindestens gleichrangig nebeneinanderstellen? Das Lukasevangelium gibt dazu selbst einen Hinweis. An einer anderen Stelle heißt es (16,17): „Es ist leichter, dass Himmel und Erde vergehen, als dass ein Tüpfelchen vom Gesetz fällt.“ Das Gesetz: Damit ist die jüdische Tora gemeint, Inbegriff der öffentlichen Ordnung zur damaligen Zeit, mit Regelungen zu allen Rechtsbereichen. Und davon soll kein Tüpfelchen hinfällig sein. Also vielleicht: „Gnade neben dem Recht“? Gnade und Recht „nebeneinander“, auf Augenhöhe?

Hat der Gedanke der Gnade nicht vielleicht längst in das Recht selbst Einzug gehalten und diesem die ihm ehemals eigene Kühle und Härte genommen? Ist der frühere Rechtsrigorismus nicht längst einer Flexibilität des Rechts und seiner Anwendung gewichen, und macht dieser Umstand außerrechtliche Gnade vielleicht sogar entbehrlich? Es ist jedenfalls nicht zu übersehen, dass die meisten Erwägungen der Billigkeit, die es rechtfertigen sollen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, im Laufe eines langen rechtsgeschichtlichen Prozesses in das Recht selbst hinübergewandert sind, mithin so etwas wie eine Verrechtlichung der Gnade stattgefunden hat, die das Recht weich(er) gemacht hat. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit bilden kein Gegensatzpaar mehr.

Ein prominentes Beispiel ist die gesetzliche Regelung der Aussetzung des Restes einer lebenslangen Freiheitsstrafe zur Bewährung nach 15jähriger Verbüßung gemäß § 57a StGB. Diese Option geht auf eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts über die Verfassungsmäßigkeit der lebenslangen Freiheitsstrafe zurück. Das BVerfG kam dabei zu dem Ergebnis, dass ein menschenwürdiger Vollzug der lebenslangen Freiheitsstrafe nur dann sichergestellt ist, wenn der Verurteilte eine konkrete und grundsätzlich auch realisierbare Chance hat, zu einem späteren Zeitpunkt die Freiheit wiedergewinnen zu können; denn der Kern der Menschenwürde werde getroffen, wenn der Verurteilte ungeachtet der Entwicklung seiner Persönlichkeit jegliche

Hoffnung, seine Freiheit wiederzuerlangen, aufgeben müsse. Um diese Aussicht, die den Vollzug der lebenslangen Strafe nach dem Verständnis der Würde der Person überhaupt erst erträglich mache, in einer Weise abzusichern, die verfassungsrechtlichen Anforderungen entspricht, genüge das Institut der individuellen und fallbezogenen Begnadigung allein nicht. Die im Übrigen uneinheitliche Gnadenpraxis müsse vielmehr durch eine entsprechende gesetzliche Regelung abgelöst werden, was sodann geschah: Gnade im Recht, Gnade durch Recht. Das geschieht im Übrigen heute auch schon bei der Strafzumessung; die Schuld, die der Täter auf sich geladen hat, bildet nur die Höchstgrenze der Strafe; sie kann mit Rücksicht auf die besondere Situation des Täters weit unter der Schuldangemessenheit liegen.

Dass das Recht selbst gnädig geworden ist, trifft auch auf andere Rechtsbereiche zu. Der insolvente Schuldner kann unter bestimmten Voraussetzungen und in bestimmtem Umfang Vollstreckungsschutz erlangen, der hoffnungslos Überschuldete erhält die Chance der Entschuldung, muss also nicht lebenslang „im Schuldurm gefangen“ bleiben.

Kurzum: „Unser Rechtssystem kennt [...] durchaus Rücksichten, die einem Geist der Verzeihung entsprechen und die eine strenge Rechtskonsequenz gewissermaßen abblocken. Denn unter rigiden Gerechtigkeitskriterien versteht sich dies alles überhaupt nicht von selbst. Vielmehr relativiert hier ein Geist der Verzeihung die an sich unerbittliche Rechtslogik. Also: Gnade *im* Recht“. Gnade ist damit tatsächlich in einem beachtlichen Umfang in ihren zentralen überkommenen Inhalten in die Rechtsordnung selbst diffundiert. Sie hat aber damit zugleich ihren vor- oder außerrechtlichen Charakter eingebüßt und das ihr wesenseigentümliche Moment des Unverdienten und Willkürlichen, der Unberechenbarkeit und der Unmessbarkeit verloren, ist gewissermaßen in die Rationalität des Rechts überführt worden und hat Anteil an der Wohltat des allgemeinen Gesetzes: Gnade nach Maßgabe des Gesetzes.

Kurz gesagt also: nicht „Gnade für Recht“ oder „neben dem Recht“, sondern „Gnade vor Recht“ (damit das Recht davon bestimmt wird), „Gnade im Recht“, ja geradezu „Recht als Ausdruck von Gnade“. Es mag überraschend klingen – aber diese Verhältnisbestimmung erinnert mich sehr an das neue Verständnis von Tora, das gerade der Protestantismus erst lernen musste: Dass nämlich die jüdische Tora / das Gesetz nicht einfach das Strafgesetzbuch eines richtenden (und rettenden) Gottes ist und erst recht nicht ein Instrument zur Selbstrechtfertigung des Menschen, sondern primär Gottes gnädige Weisung für sein erwähltes Volk und damit geradezu ein Ausdruck seiner Gnade. Dementsprechend soll es dann auch praktiziert werden: gerecht und barmherzig zugleich. Nur so kommen der Geist und der Wille dessen, der das Gesetz gegeben hat, zur Geltung. In diesem Sinne gilt also weiterhin: Der Herr hat das Recht lieb. Er schafft Recht den Bedrängten und zieht die Bedränger zur Rechenschaft. Jedoch gilt genauso: Ihr seid nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade. Aber diese Gnade ist nicht gesetzlos,

sondern sie geht dem Gesetz voraus, durchdringt und erfüllt es, und wo es nötig ist, verändert sie es auch. Das ist ein Prozess, der nie abgeschlossen ist. Gottes Gnade will Raum in unserem Leben gewinnen, und deshalb versucht sie auch beständig, so viel Raum wie möglich in Recht und Gesetz zu gewinnen.

Ist daneben nun noch Raum für gesetzesfreie Einzelfallgerechtigkeit im Wege der Gewährung von Gnade? Gnade geht auch in einem der Achtung und dem Schutz der Menschenwürde verpflichteten, einem humanen Recht nicht einfach auf. Wenn auch der Anwendungsbereich von Gnade angesichts der aufgezeigten Verrechtlichung tendenziell erheblich geschrumpft ist, so gibt es doch noch immer Rechtsbereiche, in denen harte, im Einzelfall unter Umständen auch einmal überharte Sanktionen verhängt werden, die für das Leben des Betroffenen praktisch einschneidendere Folgen haben können als eine strafrechtliche Verurteilung zu einer Geldstrafe. Ich denke an das Disziplinarrecht, bei dem die schwerwiegende Verletzung von Beamtenpflichten in der Rechtsfolge zu einer Entfernung aus Amt mit dem Verlust sämtlicher Besoldungs- und späterer Versorgungsansprüche führen kann. Deshalb erstreckt das Bundesbeamtengesetz das Gnadenrecht auf den Verlust der Beamtenrechte, und es überrascht nicht, dass gerade das Disziplinalgnadenrecht in Bezug auf Bundesbeamte und Soldaten einen nicht unerheblichen Anteil an der Gnadenpraxis des Bundespräsidenten hat. Es gibt sie also noch immer, die Fälle, in denen die Anwendung des Gesetzes zu einer Härte führt, von der gnadenweise zu dispensieren angezeigt sein kann. Gnade bedeutet hier, wie der Rechtsphilosoph *Gustav Radbruch* einmal formuliert hat, „den leuchtenden Strahl, der in den Bereich des Rechts aus einer völlig rechtsfremden Welt einbricht und die kühle Düsternis der Rechtswelt erst recht sichtbar macht. Wie das Wunder die Gesetze der physischen Welt durchbricht, so ist sie das gesetzlose Wunder innerhalb der juristischen Gesetzeswelt. In der Gnade ragen rechtsfremde Wertebereiche mitten in die Rechtswelt hinein, religiöse Barmherzigkeitswerte, ethische Duldsamkeitswerte ... Sie ist ein Symbol, dass es in der Welt Werte gibt, die aus tieferen Quellen gespeist werden und zu höheren Gipfeln aufgipfeln als das Recht.“

In der Zulassung von Gnade spiegelt sich „die unverhohlene Anerkennung der Unzulänglichkeit, ja Fragwürdigkeit allen Rechts“, so unentbehrlich es auch ist. So gesehen stellt die Gnade die unverzichtbare Ergänzung des Rechts dar.

Verzeihen, Vergeben, Vergessen, Milde zu zeigen, das genau ist es, was Jesus Christus von uns in seiner Nachfolge verlangt. Darauf kann der Einzelne keinen Anspruch erheben. Gnade ist ein Geschenk. Die Gnade, die Gott uns Menschen zuteil werden lässt, ist ein bedingungsloses göttliches Geschenk, und wir sind aufgerufen, sie in Nächstenliebe weiterzugeben statt auf unserem Recht immer zu beharren.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus! Amen.

Trauerkultur: Hi 14,1-17

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck, Prof. Dr. Rainer Kaenders

17. November 2019, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

Liebe Gemeinde,

„wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi“ – schreibt der Apostel Paulus im 2. Brief an die Korinther (2 Kor 5,10). Heute ist nicht nur der Volkstrauertag, sondern auch der Sonntag vom Jüngsten Gericht. Das bedeutet aber nicht primär Schrecken, Depression oder Verunsicherung, sondern vor allem Bilanz, Gewichtung, Abwägung – und, wie wir das aus der Predigt des Jesus von Nazareth kennen, ein radikales „Entweder – oder“. Richtig oder falsch handeln – zur Rechten oder zur Linken stehen, das ist heute die Frage. Eine Mittelposition gibt es in dem Gleichnis nicht. Wir haben es als Evangelium gehört (Mt 25,31-46). Der Sonntag vom Gericht ist auch der Sonntag vom Zählen, und das wird durch die Beteiligung von Rainer Kaenders besonders deutlich: Was bedeuten Zahlen und Berechnungen für das Leben?

Als Vorstufe des Zählens, Rechnens und geometrischer Figuren finden sich Kerben und Ritzungen auf Knochen und Steinen, Ornamente auf Tongefäßen aus grauer Vorzeit vor 20 000, 30 000 und viel mehr Jahren. Begriffe und Zusammenhänge, wie *mehr oder weniger* oder *je mehr desto* sind wohl mit der Entstehung der Menschheit eng verknüpft. Die Natur gibt uns viele Anlässe zu zählen: Finger und Zehen, Haare, Familien- und Stammesmitglieder, Gegenstände, Blütenblätter, Sandkörner, Tage in einem Monat, Tage in einem Jahr, Lenze, ... Und dann gibt es die großen und immer größeren Zahlen, die uns auf das potentiell Unendliche hinweisen, was nach Plato auch als aktual Unendliches gedacht werden kann. Der Neoplatoniker Augustinus identifiziert Gott direkt mit dem aktuellen Unendlichen. Der gläubige Katholik Georg Cantor hat die moderne Mengenlehre geschaffen und das aktual Unendliche begrifflich gezähmt und trotzdem von dem *Absoluten* gesprochen. Für ihn lag das Wesen der Mathematik gerade in ihrer Freiheit.

„Das Buch der *Natur* ist in der *Sprache* der Mathematik geschrieben“ formulierte *Galileo Galilei* vor fast vierhundert Jahren in der frühen Neuzeit. Es ist also nicht nur die Mathematik, die wir in die Dinge hineinsehen, nein schon die Konzeption der Schöpfung muss nach Galilei mithilfe von Mathematik stattgefunden haben. Und von Anfang an war Mathematik ein Quell intellektueller Freude, so dass der zählende Gott vielleicht mehr Spaß an Zahlenspielerien als an vernichtenden Urteilen hat.

Wer je ein Gänseblümchen befragt hat: Sie liebt mich, sie liebt mich nicht, ... weiß, dass das zwischenmenschliche Leben kein richtig und falsch kennt. Die Unterscheidung zwischen richtig und falsch mithilfe der mathematischen Erkenntnismethode ist auf die Mathematik beschränkt und ist letztlich totalitär.

Sie verlangt eine unbedingte Unterwerfung unter ihre Ergebnisse, die Gott sei Dank meist für das Leben auch nicht relevant sind. Und doch: Mathematik hat auch den schlimmsten Despoten und Gewaltherrschern gefallen – und das nicht nur wegen ihrer Anwendbarkeit in Rüstung und Systemen der Vernichtung. So schreibt der Vertreter der Deutschen Mathematik Hamel 1933, der 1935 Präsident der Deutschen Mathematiker-Vereinigung wurde:

„Aber das weitaus wichtigere ist der Erziehungswert, der aus der Geistesverbundenheit der Mathematik mit dem Dritten Reiche folgt. Die Grundhaltung beider ist die Heroische. [...] Beide verlangen den Dienst: die Mathematik den Dienst an der Wahrheit, Aufrichtigkeit, Genauigkeit. [...] Beide sind antimaterialistisch. [...] Beide wollen Ordnung, Disziplin, beide bekämpfen das Chaos, die Willkür.“

Auch nach dem Krieg heißt es in den Beschlüssen der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder (KMK) von 1958 zu „Aufgabe und Ziel des Mathematikunterrichts“ in letztmaliger Offenheit, dass dieser die Schüler „zu folgerichtigem Denken, zu Selbstzucht und Konzentration“ erziehe und „Ordnung, Sorgfalt und Genauigkeit in der mathematischen Arbeitsweise“ besonders zu beachten seien (S. 3). Spätere Richtlinien führen solche Ziele der Charakterbildung nicht mehr auf.

I. – Der uns heute aufgegebenen Text dazu ist aus dem alttestamentlichen Buch Hiob. Dieses Buch passt bestens zum Thema. Es beschreibt das Zerbrechen der Kategorien von Bilanz und Zahl. Hiob sinkt immer tiefer in Unglück. Er bekommt eine Hiobsbotschaft nach der anderen – nicht nur seine Herden kommen zu Tode, sondern auch seine Söhne und Töchter, und schließlich wird Hiob schwer krank – und seine Frau stellt sich gegen ihn. Drei Freunde besuchen ihn und sprechen in gelehrter Weise von Gottes unendlicher Vollkommenheit, von Gottes unbezweifelbarer Gerechtigkeit und von seiner souveränen Weisheit. Die Überzeugung der Freunde lautet: Was Dir geschieht, das wird schon irgendwie seine Entsprechung haben in deinem bisherigen Leben – denke genau nach und gib Gott die Ehre!

Doch Hiobs Bilanz misslingt. Er bringt sein Leben und sein Unglück einfach nicht zusammen. Dennoch endet er weder in der Aggression noch in der Depression, noch im Zynismus. Hiob macht auch keine guten Gründe geltend. Es gibt Zeiten des Arguments und es gibt Zeiten der Klage. Hiob klagt. Er findet Sprache für das, was er nicht versteht. Er lässt es heraus. Und er redet nicht über sein Leid, sondern er richtet sein Leid an ein Gegenüber. Hiobs Leiden, Hiobs Traurigkeit und Verzweiflung formen sich zu einem Gebet. Das beginnt so:

1 Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, 2 geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. 3 Doch du tust deine

Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst. 4 Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!

Was ist der Mensch? Ein *animal rationale*, ein Verstandeswesen, so die klassische Definition; ein Triebwesen trotz aller Ratio, so Sigmund Freud; und ein Wesen auf der Suche nach Sinn, ein *animal symbolicum*, so der Philosoph Ernst Cassirer. Und nun: Der Mensch ist die personifizierte Unruhe aufgrund seiner Vergänglichkeit, so die Anthropologie von Hiobs Gebet. Doch das ist noch nicht alles: Unruhe und Vergänglichkeit zerran den Menschen vor Gericht. Die von mir selbst und von anderen gezogene Bilanz läuft immer mit.

„Wat hasse jemacht mit Dein Leben?“, so phantasiert der Schuster Wilhelm Voigt in Carl Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ das göttliche Gericht – und er nimmt es damit schon jetzt voraus: Der Mensch lebt kurze Zeit und verschafft sich selbst Unruhe, indem er zählt und zählt und sich in seine Lebensbilanzen verstrickt: „Wat hasse jemacht mit Dein Leben?“

Lieber Rainer, Was sagt der Mathematiker, was sagt die Mathematik zu „kurz“ oder „lang“?

Kleiner oder größer sind wichtige mathematische Denkkategorien. Um größer und kleiner auseinander halten zu können, benötigen wir Größen, die durch Einheiten und Maßstäbe repräsentiert werden. Schon die Pythagoreer haben dabei entdeckt, dass Größen – obwohl sie von der gleichen Art sind – *inkommensurabel* sein können, d.h. dass sie kein gemeinsames Maß haben.

Für die Beurteilung unseres Lebens und für kritisches Denken überhaupt kommt es auf Maßstabsbezogenheit an, wie der Bildungswissenschaftler Heymann dies nennt, und nicht auf Maßstabsunterwerfung.

Für Mathematik treibende Menschen gibt es nicht wirklich kleine oder große Zahlen, sondern nur beliebig kleine und beliebig große Zahlen. So ist etwa die Kreiszahl Pi auch dann noch keine harmlose Zahl, wenn sie kleiner als 10 ist. Vielmehr kommt es auf das Wesen der Zahlen an – auf ihre Eigenschaften. Die Mathematik ist eine Denkkategorie *sui generis* und scheint eine platonische Existenz außerhalb unserer irdischen zu besitzen: *Vita brevis, ars longa*: Das Leben ist kurz und die Kunst – wie auch die Mathematik – sind lang.

II. – Sehen wir weiter auf den Text. Hiob hat jetzt so richtig seinen Klagemodus gefunden. Vom Menschen bleibt nichts, wenn er stirbt. Ein toter Baum kann wieder ausschlagen – der Mensch aber vergeht. Hiobs erschütternde Worte lauten so:

5 Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: 6 so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut. 7 Denn ein Baum hat Hoffnung, auch wenn er abgehauen ist; er kann wieder ausschlagen, und seine

Schösslinge bleiben nicht aus. 8 Ob seine Wurzel in der Erde alt wird und sein Stumpf im Staub erstirbt, 9 so grünt er doch wieder vom Geruch des Wassers und treibt Zweige wie eine junge Pflanze. 10 Stirbt aber ein Mann, so ist er dahin; kommt ein Mensch um – wo ist er? 11 Wie Wasser ausläuft aus dem See, und wie ein Strom versiegt und vertrocknet, 12 so ist ein Mensch, wenn er sich niederlegt, er wird nicht wieder aufstehen; er wird nicht aufwachen, solange der Himmel bleibt, noch von seinem Schlaf erweckt werden.

Die Klage der Vergänglichkeit – sie hat ihr Recht und sie hat ihre Gefahr. Ihr Recht besteht darin, unserem Empfinden, bisweilen der tiefsten Traurigkeit, Ausdruck zu geben. Der Mensch ist auch ein Klagewesen, und gerade das ist Ausdruck seiner Humanität. Man kann nicht alles ändern – und man muss aber auch nicht über dem Elend zynisch werden. Die Klage ist das Ausagieren und zugleich die Domestizierung des Leids. Der französische Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal hat dazu formuliert: „Die Größe des Menschen ist groß, weil er sich als elend erkennt. Ein Baum weiß nichts von seinem Elend.“ (Pensées, Frgm. 397)

Die Klage birgt aber zugleich die Gefahr in sich, zum Habitus zu werden. Man kann sich in der Klage heimisch einrichten und sich immer tiefer in sie verkriechen – benachteiligt vom Leben hat man ja schließlich das Recht dazu. Das ist eine gefährliche Einstellung. Man kann nicht dauernd glücklich sein wollen – das macht neurotisch; aber das Recht zum Unglücklichsein ist auch ein schlechter Ratgeber. „Klagen hat seine Zeit – tanzen hat seine Zeit“, weiß darum der Prediger Salomo (3,4). Klage ohne Tanz macht bewegungsunfähig.

Es ist nun bemerkenswert, dass Hiob nur an einer Stelle aus seinem Klagetief herauskommt und eine Bitte äußert – die uns zugleich erschrecken lässt. Hiob bittet Gott für den Menschen: „So blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat“. Normalerweise ist das Angeschautwerden von Gott mit Erfüllung und Heilung verbunden. Wir kennen das schöne Epiphaniastlied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (EG 70), wo es in Strophe 3 heißt: „Von Gott kommt mir ein Freudenschein, / wenn du mich mit den Augen dein / gar freundlich tust anblicken“. Bei Hiob findet sich das Gegenteil: „So blicke doch weg vom Menschen, damit er Ruhe hat.“ Hier sitzt einer im Elend und führt sich vor Gericht gezerrt, gezählt, ausgezählt und unter Dauerbeobachtung durch sich selbst und durch Gott. Das Zählen und das Wissen um die Zahl der Monde (also der Lebensmonate) – dies wird Hiob zum Gleichnis für Gott.

Darum die Frage an Dich, lieber Rainer: Denkt der Mathematiker bei Zahlen auch an das Universale, an das Ganze? Können Zahlen zum Gleichnis für Gott werden?

Ja, das waren sie schon bei Augustinus. Doch heute sind nicht nur Zahlen ein Gleichnis für Gott, sondern auch die vielen ganz realen Mathematisierungen, die unsere Wirklichkeit bestimmen. Solche Mathematisierungen des Lebens sind nicht mehr wegzudenken: Geld, Zinsen, Renten, Packing Rate beim Fußball, Messungen aller Art, Naturwissenschaft, Ökonomie, Informatik, Technik, Medizin, Rankings,

elektronische Notenverwaltungssysteme, online Evaluierungen, Zitationsindices, Internetprofile, ... Es ist inzwischen nicht nur so, dass sie die Realität beschreiben, sondern auch selbst längst zu einer Art von Realität geworden sind.

Die Übertragung lebensweltlicher Zusammenhänge in Mathematik gilt als seriös und wissenschaftlich, ist ein starkes Werkzeug und bringt unglaubliche Leistungen hervor, wie etwa die Mondlandung vor 50 Jahren.

Doch können Mathematisierungen auch lebensfeindlich oder gar menschenverachtend sein, wie wir erkennen, wenn etwa Wasser, Lebensmittel oder Medikamente von Industrieländern gehortet werden, weil sich ihr Verkauf in arme Länder nicht *rechnet*. So lassen sich viele kleine große Formen der Ungerechtigkeit entdecken zwischen Arm und Reich – eine Unterscheidung, die selbst ja nur auf der Mathematisierung unseres Lebens durch das Geld, den Mammon (Mt 6,24, Lut), beruht. Ernsthaft stellt dieses System der Mathematisierungen kaum noch jemand in Frage – sie werden je mehr als eine Art Naturgesetz oder eben als *Gott* gesehen, desto weniger wir ihre Funktionsweisen bzw. Algorithmen noch erkennen.

III. – Ganz am Schluss keimt bei Hiob so etwas wie eine Ahnung von Hoffnung auf: Gottes Zorn könnte sich legen und Hob mit Gott in ein gutes Gespräch eintreten. Gott würde zählen, aber nicht aufrechnen – das Wesentliche wissen wollen, aber nichts negativ ankreiden – gesehen werden, ohne entblößt zu sein – das könnte Hoffnung ergeben, vor Gott und den Menschen. Bei Hiob heißt das so:

13 Ach dass du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt, und mir eine Frist setzen und dann an mich denken wolltest! 14 Meinst du, einer stirbt und kann wieder leben? Alle Tage meines Dienstes wollte ich harren, bis meine Ablösung kommt. 15 Du würdest rufen und ich dir antworten; es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände. 16 Dann würdest du meine Schritte zählen und nicht achtgeben auf meine Sünde.

„Du würdest rufen und ich dir antworten“. Das heißt so viel wie: Ich würde meine Stimme finden, eine Sprache für mein Dasein, so mittelmäßig und unansehnlich dieses auch sein mag. Ich würde mich nicht mehr schämen, mich selbst auszudrücken und von dem zu reden, was ich wirklich bin – denn ich wüsste alles das in Gott gut aufgehoben, auch meine Schrammen, Narben und Schatten. Ich könnte endlich frei reden – nicht zuletzt vor mir selbst, vor meinem inneren Gerichtshof, vor den ich mich gezerzt sehe und vor den ich mich immer wieder selbst ziehe.

Lieber Rainer, kann man sein Leben zählen? Oder kann das nur Gott – und der Mensch käme dabei auf Abwege? Gibt es Grenzen des Zählbaren?

Man kann sein Leben so genau, wie nie zuvor zählen. Wir wissen, die Lebenserwartung in Deutschland wächst nur noch langsam. Neugeborene Mädchen werden im Schnitt 83,3 Jahre alt, neugeborene Jungen 78,5 Jahre, wie das Statistische Bundesamt vor anderthalb Wochen in Wiesbaden mitteilte.

"Wir können sagen, welche Patienten in einer Woche, sechs Wochen oder einem Jahr sterben. Wir können zu Behandlungsplänen sagen: Wie viel kostet der Patient?" – so zitiert das Magazin Panorama Bill Frist für das auch von ihm gegründete und von Google mitfinanzierte US-Unternehmen "Aspire Health". Es wertet mit Hilfe von Algorithmen ärztliche Diagnosen von Patienten aus- und gleicht das Krankheitsbild mit Mustern häufiger Therapien ab.

Ein Algorithmus, der – wie Gott – meine Schritte zählt und – anders als Gott – achtgibt auf meine Sünde. Er bestimmt, wie lange ein Mensch noch lebt. "Aspire Health" will Kosten senken. Denn Behandlung ist teurer als Pflege. Das US-Unternehmen, das sein Geld mit Palliativpflege verdient, erwartet, dass sich so 40 Prozent der Behandlungskosten einsparen lassen.

Den Grenzen des Zählbaren begegnen wir auch, wenn wir die Welt menschlich gestalten wollen, was ebenfalls die Mathematik erfordert.

IV. – Und schließlich ist das Evangelium des Hiobbuches im letzten Vers unseres Textes in einem wunderbaren Bild zum Ausdruck gebracht. Normalerweise leben wir in einer Kultur der Klärung und Aufarbeitung – und das ist meistens auch gut so. Aber für unser Verhältnis zu Gott muss auch das Andere gesagt werden: Gott erforscht und kennt uns sowieso – er versteht unsere Gedanken von ferne (Ps 139,1f.). Aber – und das ist die evangelische Hoffnung – Gott weiß nicht, was er da weiß. Gott würde sein Wissen verpacken „in ein Bündlein“ und würde – was zwischen Menschen in der Regel nicht gut ist – „meine Schuld übertünchen“. Die Hoffnung kommt in Hiob 14 auf den leisen Sohlen des Konjunktivs. Das Gericht könnte gut ausgehen, wenn es denn so kommen würde, wie es kommen könnte – und das ist das letzte Wort:

„Du würdest meine Übertretung in ein Bündlein versiegeln und meine Schuld übertünchen“ (14,17).

Im Wartestand: Mt 25,1-13

Dr. Eike Kohler, Simon Fuhrmann

24. November 2019, Ewigkeitssonntag

Liebe Gemeinde,

heute, am letzten Sonntag des Kirchenjahres, der auch Ewigkeitssonntag oder früher Totensonntag genannt wurde, geht es um die Perspektive auf das große Ganze. Was ist unser Leben wert im Angesicht des Todes, der ihm ganz sicherlich irgendwann ein Ende setzen wird? Was wird bestehen im Blick zurück? Was erweist sich als lächerliche Kleinigkeit, obwohl wir viel Zeit und Energie investiert haben, uns damit zu beschäftigen? „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“ lehrt uns Psalm 90 zu beten. Das ist zugleich eines der beiden Mottoworte, die über diesem Sonntag stehen – das andere haben wir zu Beginn gehört: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen“. Beide Worte erinnern uns daran, dass unter, hinter, über, nach dem Alltag, der uns zumeist beschäftigt, noch eine tiefere Dimension unseres Lebens liegt – die Dimension der Ewigkeit Gottes, die unser Leben zugleich begrenzt und uns Hoffnung gibt, dass der Tod zwar das Ende, aber nicht die Vernichtung unseres Lebens bedeutet.

Auch der Predigttext für heute ruft uns dazu auf, die Gegenwart im Licht der Zukunft Gottes zu betrachten. Hören wir noch einmal Mt 25,1-13; dieses Mal in der Übersetzung von Ulrich Luz aus seinem Kommentar zur Stelle:

1 Dann wird das Himmelreich zehn jungen Frauen ähnlich sein, die ihre Fackeln nahmen und hinausgingen, um dem Bräutigam zu begegnen.

2 Fünf von ihnen aber waren dumm und fünf klug. 3 Die dummen nahmen nämlich ihre Fackeln, aber sie nahmen kein Öl mit sich. 4 Die klugen aber nahmen Öl in den Gefäßen mit ihren Fackeln. 5 Als aber der Bräutigam sich Zeit ließ, nickten sie alle ein und schliefen.

6 Mitten in der Nacht aber gab es ein Geschrei: „Siehe, der Bräutigam! Geht hinaus, um ihm zu begegnen!“ 7 Da erwachten alle jene jungen Frauen und brachten ihre Fackeln in Ordnung. 8 Die dummen sagten aber zu den klugen: „Gebt uns von eurem Öl, sonst verlöschen unsere Fackeln!“ 9 Die Klugen aber antworteten und sagten: „Dann wird es kaum für uns und für euch reichen! Geht lieber zu den Händlern und kauft es für euch selbst!“

10 Als sie aber weggingen um einzukaufen, kam der Bräutigam, und die, die bereit waren, gingen mit ihm hinein zum Hochzeitsfest, und die Türe wurde geschlossen. 11 Später kommen aber auch die übrigen jungen Frauen und sagen: „Herr, Herr, mach uns auf!“ 12 Er aber antwortete und sagte: „Amen, ich sage euch: Ich kenne euch nicht!“

13 Seid also wach, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde!

Zehn machen sich auf den Weg – aber nur fünf erreichen am Ende das Ziel. Das Himmelreich, das hier geschildert wird, ist nicht das große Geschenk der bedingungslosen Barmherzigkeit Gottes an alle Menschen. Es genügt nicht, gute Absichten zu haben und sich auf den Weg zu machen – man muss auch verstehen, wofür es geht, und klug genug sein, die nötige Ausrüstung mitzunehmen, damit man später bereit ist, wenn es zählt. Es gibt ein törichtes Handeln, das nicht korrigierbar ist, es gibt ein „zu spät“ in dieser Geschichte. Unser Handeln hat Konsequenzen, die Gott nicht am Ende einfach alle wegwischen wird.

Wie haben wohl die Gemeindeglieder in der Kirche des Evangelisten Matthäus dieses Gleichnis gehört? Mit der Abweisung der zu spät Kommenden hatten sie anders als wir vermutlich kein Problem – nach Auskunft einiger Interpreten war es bei Festen durchaus üblich, dass mit dem Beginn der Vorspeisen dann die Türen verschlossen und keine weiteren Gäste mehr zugelassen wurden.

Die Menschen in der Gemeinde des Matthäus, die sich auf das neue Leben in der Nachfolge Jesu eingelassen hatten und die deshalb auch so manche Schwierigkeiten erdulden mussten, werden sich mit den klugen jungen Frauen identifiziert und durch die Geschichte bestätigt gefühlt haben: Es lohnt sich, als Christin, als Christ auf manches zu verzichten und an das eigene Leben besondere Ansprüche zu stellen, um am Ende vorbereitet zu sein, wenn Jesus wiederkommt. Vermutlich haben sie auch an Johannes den Täufer und an viele Worte Jesu gedacht, mit denen er immer die gleiche Botschaft verkündet hat: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen, es ist schon mitten unter Euch! Es gilt, wachsam zu sein und das eigene Leben darauf auszurichten – jetzt, nicht später! Es genügt nicht, einfach nur darauf zu warten, dass Gottes Herrschaft kommt. Ihr müsst umkehren, müsst euch taufen lassen, müsst Jesus nachfolgen, müsst in der Gemeinde leben.

Dieser Aufruf, die Wiederkehr Jesu gut vorbereitet zu erwarten, ist Matthäus so wichtig, dass er ihn einer Reihe von Abschnitten rund um unseren Text zum Ausdruck bringt – unter anderem im Gleichnis von den anvertrauten Talenten und der Beschreibung des Weltgerichts.

Die Deutlichkeit, mit der hier ein mögliches Verfehlen des Heils vor Augen geführt wird, mag uns unangenehm berühren – wir wünschen uns eher ein Christentum, das uns beruhigt leben und getröstet sterben lässt. Der Nachdruck, mit dem Matthäus immer wieder die Notwendigkeit einer Entscheidung in der Gegenwart einfordert, erinnert uns daran, dass wir das Heil zwar als Geschenk von Gott erwarten dürfen, aber dass wir uns zugleich zu diesem Geschenk immer wieder verhalten müssen, es aktiv annehmen müssen, damit es uns wirklich zugutekommt. Es geht dabei nicht um die Etablierung einer Werkgerechtigkeit, aber um eine Haltung, die aus dem Bewusstsein des Beschenktseins heraus aktiv wird, sich von Gott in den Dienst nehmen lässt für sein Reich des Friedens und der

Gerechtigkeit, statt sich gefangen nehmen zu lassen von den vielen kleinen und großen Problemen des Alltags.

Die Dringlichkeit, über die kleinen und großen Probleme des Alltags hinauszusehen auf die großen Fragen unseres Lebens, entdecke ich heute auch in der Bewegung „Fridays for Future“ und anderen Gruppen, die sich für den Klimaschutz einsetzen. Die Rigorosität und Nachdrücklichkeit ihrer Forderungen und Appelle erinnert mich an die alttestamentlichen Propheten und auch an die Worte Jesu über das Ende der Welt. Auch wenn ich mit der Rigorosität und Emotionalität immer wieder meine Probleme hatte und habe, und wenn die Bewegung für mich ähnlich wie die 68er und die Anti-Atomkraftbewegung etwas mit der Eroberung des öffentlichen Diskurses durch eine junge Generation zu tun haben und ich damit auch Motive jenseits der Sache im Spiel sehe, nötigt sie mir doch großen Respekt ab und ich sehe die Berechtigung ihrer Anliegen – ebenso wie die der 68er und der Anti-Atomkraftbewegung im Übrigen.

In unseren staatstragenden, volkswirtschaftlichen evangelischen Landeskirchen haben wir diesen prophetischen Anteil unseres Glaubens vielleicht etwas zu sehr vernachlässigt.

Auch wenn sie als Bewegung nicht von einer religiös geprägten Zukunft her denken, können sie uns Anstoß sein, über die Frage neu nachzudenken, was es eigentlich heute bedeutet, als Christinnen und Christen auf die von Gott erwartete Zukunft vorbereitet zu sein. Deshalb freue ich mich, dass ich mit Simon Fuhrmann heute einen Vertreter der Hochschulgruppe Bonn von Fridays for Future als Dialogpartner in der Predigt habe. Herr Fuhrmann, gibt es eine Botschaft, eine Geschichte, die Sie in ähnlicher Weise in ein anderes Leben gerufen hat, wie dies die Worte Jesu für die Gemeinde des Matthäus getan haben? Und wie sieht dieses Handeln aus, zu dem Sie sich gerufen sehen?

In ein anderes Leben gerufen – so würde ich es nicht gerade nennen. Denn eigentlich bin ich ja schon in eine Welt hineingeboren worden, die durch den Klimawandel geprägt ist. Schon lange vor meiner Geburt haben Wissenschaftler*innen erforscht, dass menschliches Handeln die Erderwärmung beeinflusst. Erste Erkenntnisse zum Treibhauseffekt gab es schon im frühen 19. Jahrhundert. Und spätestens 1988 waren die Vereinten Nationen genug besorgt über den Klimawandel, dass sie den Intergovernmental Panel on Climate Change, also eine zwischenstaatliche Sachverständigengruppe zum Klimawandel eingesetzt haben, die seitdem regelmäßig Berichte von tausenden von Wissenschaftler*innen aus der ganzen Welt zum Klimawandel zusammenträgt. Auf eben jenen IPCC beruft sich Fridays For Future, wenn wir von Klimakrise sprechen. Denn der IPCC sagt ziemlich deutlich, dass die Konsequenzen des Klimawandels fatal für das Zusammenleben auf diesem Planeten ausfallen könnten, wenn wir nicht schaffen die Erderwärmung auf einem bestimmtes Level, also 1,5° im Vergleich zu vorindustrieller Zeit zu begrenzen. Denn bereits jetzt trägt

der Klimawandel dazu bei, dass extreme Wetterereignisse wie z.B. Wirbelstürme und Starkregen häufiger werden, während anderswo der Regen ganz weg bleibt und es zu großen Dürren kommt. Wenn aber die Erderwärmung $1,5^{\circ}$ - 2°C überschreitet, sagt der IPCC, sinken unsere Chancen, dass wir unser Klima durch menschliches Handeln stabilisieren können und uns an die Folgen des Klimawandels anpassen können.

Das Problem des Klimawandels ist also schon viel länger bekannt als ich auf dieser Welt bin. Und auch die Folgen des Klimawandels scheinen schon fast zu unserem Alltag zu gehören.

Vielleicht haben wir uns einfach schon ein bisschen zu sehr daran gewöhnt. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass es keinen großen Aufschrei gibt, wenn z.B. gerade aktuell 45 Millionen Menschen in den Staaten des südlichen Afrikas durch Dürren akut von Nahrungsmittelknappheit bedroht sind – eine Katastrophe die in Zukunft noch häufiger auftreten könnte, wenn wir nichts gegen den Klimawandel tun.

Genau deshalb sehe ich die Fridays For Future Bewegung als Weckruf – vielen ist es vermutlich wie mir gegangen, dass mir erst so richtig bewusst geworden ist, wie dringlich das Thema doch ist. Es ist kein neues Thema, aber wir merken jetzt endlich, dass gehandelt werden muss.

Wenn ich Sie höre – und meine beiden etwas jüngeren Söhne, die sich ebenfalls bei FFF engagieren – dann stellt sich mir die Frage, wie sich Ihre Hoffnung auf ein erfolgreiches Umsteuern und auf eine wirksame Begrenzung der Erderwärmung zur christlichen Hoffnung auf das Reich Gottes verhalten. Da ich dieses Reich nicht als eine rein jenseitige Größe verstehe, sondern als etwas, das schon hier und jetzt unter uns Wirklichkeit wird, wenn wir uns im Glauben auf Gottes Handeln auch in unserem eigenen Handeln darauf ausrichten, gibt es für mich da viele Überschneidungspunkte. Zwar hat Gott uns nicht verheißen, dass diese Welt auch in Zukunft die gleichen menschenfreundlichen Lebensbedingungen bietet, die wir aus unserer näheren Vergangenheit kennen. Aber ein Handeln, das von der Verheißung eines Zusammenlebens aller Menschen in Frieden und Gerechtigkeit geleitet wird, muss heute eigentlich auch die Gefährdung und sogar aktive Schädigung berücksichtigen, die unser gegenwärtiger Lebensstil in Deutschland für Menschen in anderen Regionen der Welt und noch mehr für zukünftige Generationen bedeutet. Der Begriff der Klimagerechtigkeit bringt dieses Anliegen für mich gut zum Ausdruck, und dass das viele Christinnen und Christen ähnlich sehen wird darin deutlich, dass ein nachhaltiger und ökologisch angemessener Lebensstil in den Kirchen schon etliche Jahrzehnte ein Ziel von zunehmend mehr Menschen darstellt.

Zugleich sehe ich einen Beitrag, den wir als Kirche über unser eigenes Handeln hinaus zum Verständnis der aktuellen Situation leisten können. Dieser Beitrag besteht in einem Verzicht auf das Schüren von Panik und Angst.

Angst ist zwar ein gutes Alarmzeichen, aber für das darauf folgende konkrete Handeln ist eher rationales Abwägen und nüchternes, konsequentes und geduldiges Engagement gefragt, das sich nicht von Rückschlägen entmutigen lässt. In der christlichen Theologie haben wir den Gedanken, dass Gottes Geist bei der Schaffung und Erhaltung dieser Welt entscheidend beteiligt ist. In säkularer Sprache ausgedrückt sehe ich darin die Vorstellung, dass die für uns immer noch nicht vollständig verstehbare Komplexität dieser Welt nicht eine blinde Zufälligkeit des Schicksals bedeutet, sondern dass die vielen Veränderungen, die in der Welt geschehen, immer wieder auch neue überraschende Chancen für eine Verbesserung zum Guten, den Menschen Dienlichen bieten, die es zu entdecken und wahrzunehmen gilt.

Christliche Hoffnung, die mit diesem Wirken des Geistes Gottes rechnet, ist einerseits tätige Hoffnung und andererseits zugleich gelassenes Handeln ohne Panik und hektischen Aktivismus – wir tun, was wir können, und hoffen darauf, dass die Komplexität der Zusammenhänge am Ende nicht gegen uns spielt, sondern uns Möglichkeiten eröffnet, wie wir mit Hilfe unserer von Gott geschenkten Kreativität auch unter veränderten Bedingungen als Menschen leben und unser Zusammenleben in Frieden und Gerechtigkeit gestalten können.

Herr Fuhrmann, wie verhalten sich diese Überlegungen zu den Annahmen und Hoffnungen von FFF?

Mir gefällt der Begriff der tätigen Hoffnung. Greta Thunberg hat einmal gesagt: „Die Erwachsenen sagen immer wir sind den jungen Leuten schuldig ihnen Hoffnung zu geben. Ich will eure Hoffnung nicht.“ – Sie spricht damit ein entscheidendes Problem an: Wir sollten nicht alle Hoffnung verlieren und in Panik kopflos werden. Aber wir sollten uns auch nicht in falscher Sicherheit wiegen. Wenn wir mit der Hoffnung, dass vielleicht doch nicht alles so schlimm ist wie wir dachten, unangenehme Veränderungen möglichst ignorieren, werden wir eines Tages vermutlich aufwachen und feststellen, dass die Lage hoffnungslos ist. Hoffnung entsteht auch dadurch, dass wir handeln. Laut dem IPCC haben wir bei gleichbleibenden CO₂-Emissionen nur noch etwa neun Jahre Zeit und müssten dann abrupt damit aufhören CO₂ auszustoßen, um die Erderwärmung unter 1,5°C zu begrenzen. Das ist natürlich schwer vorstellbar.

Deshalb gehen Menschen weltweit mit Fridays For Future auf die Straßen um vorzusorgen, ein bisschen wie die klugen Jungfrauen in dem Gleichnis: Wenn wir jetzt klug handeln, um Emissionen einzusparen, bleibt uns mehr Zeit eine klimafreundlichere Gesellschaft zu gestalten. Und dann gibt es Hoffnung auf eine bessere Zukunft. In der Debatte um den Handlungsspielraum in der Klimakrise wird dabei immer viel über Verzicht geredet. Ich finde es aber auch mal interessant das ganze aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Vielleicht birgt Veränderung ja auch Chancen. Nehmen wir beispielsweise das Thema Mobilität: Die Klimakrise lässt uns den Individualverkehr und das Fliegen in Frage stellen.

Aber vielleicht tut es in unserer immer hektischer werdenden Welt auch mal gut, sich die Zeit für eine Bahnfahrt zu nehmen und wer weiß, wen man unterwegs noch Nettes kennenlernt. Und autofreie Innenstädte sind nicht nur für das Klima gut. Sondern auch für Familien, die ihre Kinder unbesorgter auf der Straße spielen lassen können, für den Asthmatiker, der nicht zusätzlich unter der Feinstaubbelastung leidet und die Nachbarn, die endlich Platz haben, um mal ein gemeinsames spontanes Straßenfest zu veranstalten.

Ich glaube die Klimakrise fordert uns heraus, unsere aktuelle Lebensweise zu hinterfragen und uns damit auseinanderzusetzen wie wir Zusammenleben auch in Zukunft gestalten wollen. Und das ist dringend nötig. Denn wie Sie gesagt haben: Unser aktueller Lebensstil führt leider dazu, dass Menschen in anderen Regionen der Erde und in zukünftigen Generationen darunter leiden werden.

Wenn alle Menschen auf der ganzen Welt so leben würden wie der Durchschnitt in Deutschland, bräuchten wir drei Erden. Das heißt, unser globales Zusammenleben funktioniert nur durch eine entscheidende Ungleichheit in den Lebensverhältnissen. Die Klimakrise stößt uns nochmal mit der Nase auf eine zentrale Frage: Wie wollen wir zusammenleben? Ist es wirklich Reichtum, wenn unsere Lebensbedingungen auf Naturzerstörung und Menschenrechtsverletzungen aufbauen? Vielleicht bringt uns die Klimakrise auch dazu, nochmal in den Blick zu nehmen, was wirklich wichtig ist im Leben. Dankbarer dafür zu sein, dass wir noch viel intakte Natur haben und dass wir hier in Frieden aufwachsen durften. Und aufgrund dessen sich dann einzusetzen dafür, dass das wirklich wichtige erhalten bleibt, dass unsere Lebensgrundlagen auch für zukünftige Generationen geschützt werden und dass wir im Kleinen wie im Großen mehr Gerechtigkeit schaffen. Ein intakter Planet und ein stabiles Klima sind dafür zwingende Voraussetzungen. Deshalb ist es wichtig, jetzt zu handeln und dadurch Hoffnung zu schaffen.

Nun kann man sich bei einer so großen Fragestellung natürlich fragen: Aber wo soll ich denn anfangen? Das kann einen ja schon mal überrumpeln. Darum bin ich sehr froh, dass in der kommenden Woche an der Uni Bonn die von der Fridays For Future organisierte Public Climate School mit einem sehr vielfältigen Programm dazu einlädt, genau diesen zukunftsweisende Fragen nachzugehen. Eine Woche lang gibt es sowohl für Studierende als auch Nicht-Studierende Möglichkeiten, um sich zu informieren, auszutauschen, Zukunftsvisionen zu entwickeln und zu diskutieren, Neues zu lernen und aktiv zu werden. Dazu möchte ich Sie alle an dieser Stelle sehr herzlich einladen. Mehr Informationen finden Sie auf der Internet-Seite der Students For Future.

Ich glaube, gerade weil wir uns mit einer ernsten Lage konfrontiert sehen, brauchen wir jetzt informierte Menschen mit ganz viel tätiger Hoffnung, damit wir gemeinsam eine hoffentlich friedlichere und gerechtere Welt gestalten können.

Zu Beginn des Dritten Reichs und im Angesicht der Bedrohung durch den Nationalsozialismus hat Karl Barth betont, dass es jetzt schlicht nötig sei, Theologie zu treiben und nichts anderes. Ich nehme das so auf: Jetzt, in einer Zeit, die geprägt ist durch die wahrgenommene Bedrohung durch den Klimawandel, gilt es für uns als Christinnen und Christen ebenfalls, schlicht und einfach das zu tun, was schon immer unsere Aufgabe ist: Unser Leben und Handeln leiten zu lassen von der Hoffnung auf ein Zusammenleben mit allen Menschen in Frieden und Gerechtigkeit. Wenn wir das tun und die Augen nicht verschließen vor den Zusammenhängen zwischen unserem Lebensstil und dessen Folgen überall in der Welt, dann werden wir daraus die richtigen Konsequenzen schließen und unsere Befriedigung weniger in den Dingen suchen, die uns die Werbung als Erfüllung unserer Bedürfnisse vor Augen malt, und mehr im Erfolg unserer Bemühungen, die Beziehungen zwischen Menschen gerecht und heilvoll zu gestalten.

Möge Gott dazu allezeit seinen Geist über uns ausgießen!

Amen.

Friedenshoffnungen: Sich 9,9-10

Michael Pues (Studierendenpfarrer), Jonas Bechthold

01. Dezember 2019, 1. Advent

Liebe Gemeinde,

auch nach Ende des 2. Weltkrieges gab es auf dieser Erde keinen Moment, in dem nicht irgendwo Krieg geführt worden wäre. Die beiden großen Kriege des 20. Jahrhunderts waren uns Menschen am Ende keine Lehre. Gewalttätige Konflikte, grausam geführte Kriege, sie scheinen als Phänomen zum menschlichen Leben auf dieser Erde fast zwangsläufig dazuzugehören.

Und natürlich spiegelt auch die Bibel diesen Befund wieder. Aber nicht nur von kriegerischen Auseinandersetzungen hören wir, von Unterdrückung, Mord und Totschlag. Sondern auch die Botschaft, dass Frieden werden soll.

Eine sehr prominente Friedensverheißung finden wir bei dem Propheten Sacharja.

9 Du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin.

10 Denn ich will die Wagen vernichten in Ephraim und die Rosse in Jerusalem, und der Kriegsbogen soll zerbrochen werden. Denn er wird Frieden gebieten den Völkern, und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde.

Ein Theologe und ein historischer Friedensforscher nähern sich zunächst unabhängig dem Text. Im Gespräch merken sie dann sehr schnell, dass sie bei ganz ähnlichen Fragestellungen landen. Doch dazu gleich mehr.

Ich beginne mit einer kurzen Einordnung zum besseren Verständnis.

In welche Situation hinein wird diese Ankündigung eines umfassenden Friedens gesprochen?

Es geht um eine Verheißung für das jüdische Volk, das nach dem Exil in Babylon wieder nach Jerusalem und Israel zurückgekehrt ist. Das ist schon längere Zeit her. Ein umfassender Friede steht aber aus. Israel sieht sich weiterhin bedroht durch feindliche Mächte.

Wie kommt der Friede?

In der Tradition des alten David-Königtums verbindet sich die Hoffnung auf Frieden mit einer Rettergestalt, einem Friedens-König. Eine durchaus irritierende Persönlichkeit: Er kommt auf einem Esel daher. Das klassische Kriegsinventar wird vernichtet: Friede durch den Friedenskönig wird ohne die Hilfe von Waffen und Kriegsfahrzeugen.

Als Christen lesen wir einen solchen Text noch einmal mit einer anderen Brille:

Wir wurden ja in dem Text der Lesung aus dem Matthäus-Evangelium mit der Nase darauf gestoßen: Sacharja 9,9 wird von dem Evangelisten direkt zitiert. Matthäus ist der Evangelist, dem das ganz besonders wichtig ist: In Jesus erfüllt sich das, was damals angekündigt wurde! Soweit eine kurze Verortung der Sacharja-Worte.

Doch wie wirkt dieser Text auf einen jungen Historiker unserer Tage? Der sich intensiv mit den Fragen der Friedensforschung beschäftigt.

Als ich für die Vorbereitung dieses Impulses diese Stelle des Sacharja-Textes zum ersten Mal gelesen habe, musste ich an einen zentralen Satz aus meinem Arbeitsalltag denken: „*Pax sit christiana, universalis et perpetua*“ – „Dieser Friede sei christlich, allgemeingültig und ewig“. So beginnt der Text des Westfälischen Friedens von 1648, der in Bonn seit Jahrzehnten am Zentrum für Historische Friedensforschung untersucht wird.

Christiana – so erscheint auch der Friedensbringer Sacharjas, als Erlöser auf dem Esel. *Universalis* – soll auch der von Sacharja proklamierte Friede sein und „allen Völkern“ gelten. *Perpetua* – „von einem Meer zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde“ soll der Friede reichen.

Mit diesem Anspruch beginnt eben auch der Friedensvertrag, der dreißig Jahre Krieg beenden wollte. Und obwohl er diesem Anspruch von christlich, universell und ewig in seiner Ausführung nicht gerecht wurde, bilden diese drei Worte die Norm, die Friedensnorm, die den Friedensschluss einleitet. Entscheidend ist hier das „sit“ – sowohl der Westfälische Friede als auch der Sacharja-Text gehen von einem Ideal aus. Beide Texte stellen die Verheißung und Hoffnung einer konkreten Friedensregelung voran.

Warum braucht es vorab diese verheißungsvolle Vorgabe? Eine Antwort könnte sein: Frieden schließen heißt Frieden suchen. Eine Suche, die nur auf Grundlage gemeinsamer Werte gelingen kann. *Christiana, universalis et perpetua* legt diese ideelle Grundlage, die schon die Verheißung des Sacharja-Textes verkündet. Es ist ein Ideal und ein Ziel und nicht zuletzt eine Friedenshoffnung.

Und wie verhalten sich Friedensideale, biblische Friedensverheißungen zu ihrer tatsächlichen Umsetzung? Was hilft mir die Hoffnung auf einen paradiesischen Zustand irgendwann einmal, wenn ich jetzt unter Gewalt und Krieg zu leiden habe? Wenn ich den Zustand unserer Welt nüchtern analysiere, wird Krieg eine Realität bleiben, so lange Menschen auf dieser Erde zusammenleben. Und „Krieg“ müssen wir da gar nicht zu groß denken. Es kann auch in einer Partnerschaft, einer Familie oder in einem Büro übertragen gesprochen „Krieg“ herrschen.

Das ist schon immer wieder eine sehr ernste Anfrage an meinen Glauben: Mit Jesus ist das Reich Gottes schon mitten in diese Welt gekommen. Und doch warten wir nach wie vor auf den sichtbaren, weltumspannenden Frieden, den uns Sacharja ankündigt. „Schon“, aber eben auch „noch nicht“. Und darum – in jedem Kirchenjahr aufs Neue – beginnt es mit dem Advent: Der Zeit des Wartens auf die Ankunft Gottes.

Jonas, was sagst Du? Wie ist das mit dem „Wie“ und mit dem „Wann“ des Friedensschließens? Wie kann Frieden gelingen? Und wann wird es endlich Frieden geben? Hat Dir der Sacharjatext für diese Fragen neue Impulse gegeben?

Michael, wir waren uns ja schnell einig: Der Sacharja-Text lässt diese beiden, für unsere heutige Friedenshoffnung so wichtigen Fragen offen: Das Wann und das Wie dieses Friedens. Zugespitzt formuliert sind gerade das die beiden Fragen, die die Historische Friedensforschung umtreiben.

Der Friede war immer die Norm. Aber als Zustand unterlag der Friede gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und ökonomischen Faktoren. Brachen diese auseinander, musste er im Aushandlungsprozess wiedergefunden werden. Dieses Friedensschließen ist schwer. Der Blick in die Kriegsgebiete des Nahen Osten, im Sudan, der langwierige Friedensprozess in Kolumbien oder der Kampf auf den Straßen von Hongkong zeigen dies tagtäglich. Aber mit einem historischen Blick auf das Wie des Friedensfindens können wir viele neue und alte Wege der Konfliktbewältigung finden: Der Westfälische Friede zum Beispiel könnte – so aktuelle Forschungen – ein Denkmodell für eine Konfliktlösung in Syrien sein. Die Fragen dazu stellt die Friedensforschung: Was sind Erfolgsbedingungen und Hindernisse einer Vermittlung? Wer und wenn ja wie viele andere Akteure sind einzubeziehen, um die Einhaltung eines Kompromisses zu garantieren? Wie kann der Verhandlungsort das Verhandlungsklima beeinflussen, Konflikte vorbeugen und Spannungen in der direkten Begegnung abbauen?

Der Sacharja-Text findet hier auch eine deutliche, weniger diplomatische Antwort: Die Streitwagen werden vernichtet und das Kriegsgerät der eigenen Fraktion, der Reiche Ephraim und Jerusalem, zerbrochen. Der bescheidene Esel ersetzt das hohe Ross, von dem manch ein Akteur nicht herunterzukommen scheint.

Kriegsmittel zerschlagen, heißt nicht nur Waffen abrüsten und Heerverbände auflösen. In den aktuellen wie den vergangenen Konflikten sehen wir das sehr genau: Misstrauen, Verschwörungstheorien, die Zerstörung von identitätsstiftendem Kulturgut und starre Wahrnehmungsgrenzen erschweren das Friedensschließen. Kriegsmittel zu zerschlagen, wie es Sacharja vorschlägt, heißt auch hier anzusetzen und sich im gesellschaftlichen Prozess auf die Suche nach Frieden zu begeben.

Versuchen wir eine Bündelung, eine Zuspitzung. Was machen wir mit der alten Verheißung, mit den alten Idealen heute? Wie können wir von Sacharja über den Westfälischen Frieden eine Brücke zu uns schlagen? Wie kann es Frieden werden auf dieser Welt?

Friede braucht einen Minimalkonsens in Normen und Werten. Sei es Konsens im gegenseitigen Vertrauen, in der geteilten Überzeugung einer friedlichen Welt oder im gemeinsamen Willen, Krieg und Streit zu beenden.

Dafür braucht es dann wohl schon die großen Ideen und Ideale. Um die Friedensperspektive wachzuhalten. Um nicht zu verzweifeln.

Und um konkrete Schritte gehen zu können: Ohne eine Haltung dazu, wie unser Frieden idealerweise aussehen soll, werden wir ihn nicht finden können. Wir brauchen Verheißungen und Ideale, um unser Engagement für den Frieden ehrlich und gestärkt anzugehen.

Und vergessen wir nicht: Der Sacharjatext ist eine Verheißung! Damit unterscheidet er unsere Möglichkeiten von den Möglichkeiten Gottes. Unser Handeln motiviert sich aus einer Hoffnung auf eine Kraft, die unsere individuellen Möglichkeiten übersteigt. Das kann uns befreien und motivieren.

Mit dieser Ausrichtung gehen wir in diese Adventszeit. Hören oder singen wie auch schon in diesem Gottesdienst die über 2000 Jahre alten Worte: „Tochter Zion, freue Dich...“

Amen.

Gegen die Dürre: Jes 35,3-10

PhD Matthew Robinson, PhD Martín Grassi

08. Dezember 2019, 2. Advent

Ich heiße Matthew Robinson, arbeite als Wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl für Praktische Theologie der Ev.-Theologischen Fakultät in Bonn. Ich halte diesen Gottesdienst heute mit einem Kollegen, Martín Grassi, der zurzeit Alexander von Humboldt Fellow am Institut für Hermeneutik ist. Martín, mein Freund, es ist mir eine absolute Freude, mit dir ins Gespräch zu kommen, und zwar an diesem 2. Sonntag im Advent.

Ich fühle mich sehr geehrt hier zu sein mit dir, Matthew, mein Freund, und gemeinsam in der Heiligen Schrift zu lesen. *(Zur Gemeinde)* Ich komme aus Argentinien und bin ein röm.-kath. Philosoph, und es freut mich, hier willkommen zu sein bei meinen evangelischen Schwestern und Brüdern, in einem Geist ökumenischer Geschwisterschaft.

Ich liebe Weihnachten; es ist meine Lieblingsjahreszeit. Die Weihnachtsmärkte mit ihren Lichtern und dem die Seele wärmenden Glühwein; jede Menge Weihnachtsfeiern bei Freunden, in der Schule, und mit Kolleg*innen. Man merkt eine bestimmte Freude „in der Luft“ – die Weihnachtsstimmung, glaube ich. Oder?

Genau. Ich habe zwar nicht die mir vertraute Argentinische Dezember-Sonne von oben über mir, aber ich bin erfreut vom Licht und der Wärme des Weihnachtsmarkts hier unten. Besonders weil solche Märkte, welche für alle sind als ein Ort der Begegnung mit Freunden und Fremden, wo man gemeinsam trinken und essen kann.

I. Erste Freude über die „befreiende“ Vision des Predigttexts

Weißt du, als ich gesehen habe, dass wir diesen Text, das 35. Kap. des Jesajabuchs als Predigttext haben, habe ich mich auch richtig gefreut. Ich habe ihn direkt nachgeschlagen und voller Spannung und Hoffnung gelesen. Soll ich ihn auch jetzt für uns vorlesen?

Ja bitte, Matthew.

Die Wüste und Einöde wird frohlocken, und die Steppe wird jubeln und wird blühen wie die Lilien. 2 Sie wird blühen und jubeln in aller Lust und Freude. Die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, die Pracht von Karmel und Scharon. Sie sehen die Herrlichkeit des HERRN, die Pracht unsres Gottes. 3 Stärkt die müden Hände und macht fest die wankenden Knie! 4 Sagt den verzagten Herzen: »Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott! Er kommt zur Rache; Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.« 5 Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden. 6 Dann wird der Lahme springen wie ein Hirsch, und die Zunge des

Stimmen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Lande. 7 Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnenquellen sein. Wo zuvor die Schakale gelegen haben, soll Gras und Rohr und Schilf stehen. 8 Und es wird dort eine Bahn sein und ein Weg, der der heilige Weg heißen wird. Kein Unreiner darf ihn betreten; nur sie werden auf ihm gehen; auch die Toren dürfen nicht darauf umherirren. 9 Es wird da kein Löwe sein und kein reißendes Tier darauf gehen; sie sind dort nicht zu finden, sondern die Erlösten werden dort gehen. 10 Die Erlösten des HERRN werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.

Es ist mir noch glasklar in Erinnerung, wie ich wirklich so einen derart erhebenden Befreiungsschrei in mir merkte, als ich gelesen habe: „Stärkt die müden Hände! [...] Sagt den verzagten Herzen: ‚Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott!‘“ Wow, die Welt scheint aktuell sowas von verrückt zu sein; dieser Text aber verweist uns auf eine Erneuerung der Schöpfung, die jetzt im Werden ist. Könnte es wahr sein? Entsteht in dieser verrückten Welt gerade der Aufbruch eines befreiten Lebens? Herr, let it be so – lass es so sein! Was meinst du? Was hörst du in diesem Text?

II. Schwierigkeiten, göttliche Herrschaft zu denken

Ich denke, Jesaja spricht von Gott als dem Herrscher über sein Volk. Er bittet Gott, seine Allmacht seinem Volk zu zeigen, nicht nur dadurch, dass er dessen Gemeinschaft schützt, sondern auch dass er alle Völker weltweit richtet. Dabei scheint es mir so zu sein, dass Jesajas Hoffnung auch darin wohnt, zu sehen wie sein starker Gott jeden zerstört und unterwirft, der sich nicht Seinem Willen und Seiner Herrschaft unterwirft. Aber ist damit nicht Jesajas Hoffnung zugleich die größte Verzweiflung für seine Nachbarn? Also hängt die Hoffnung des Volkes daran, sich die Vernichtung der anderen vorzustellen; die Wiedergutmachung fürs Volk ist die Bestrafung der anderen.

Ja. Also, ich bin mir nicht sicher, was ich damit machen kann. Schauen wir mal kurz in das vorherige Kapitel, Jesaja 34. Dort steht ein Bild, das auch sehr schrecklich ist:

2 Denn der HERR ist zornig über alle Völker und ergrimmt über all ihre Heere. Er hat sie mit dem Bann belegt und zur Schlachtung dahingegeben. 3 Und ihre Erschlagenen werden hingeworfen werden, dass der Gestank von ihren Leichnamen aufsteigen wird und die Berge von ihrem Blut fließen.

Einerseits sehe ich, wie extrem die Menschen in Kriegssituationen leiden; vor allem Kinder, Frauen und ältere Menschen. Ich sehe, wie die Staatenlosen und Exilierten

ohne ein Zuhause marginalisiert sind. Sie haben oft keine Freunde, und von daher keine Verbindung oder Anbindung zum eigenen Leben. Und ich verstehe, dass das nicht so sein muss. Diese Lebensunterdrückungen sind das Böse und keine Geister oder Dämonen, sondern Menschen und Menschengruppen tragen dafür die Verantwortung. Dieses Böse darf nicht zugelassen werden; es muss ihm widerstanden werden. Aber warum nur für die eigene Gruppe? Für mich ist es problematisch, wenn die Hoffnung auf Befreiung in Kap. 35 nur für die eigene Gruppe gelten soll. Ich tue mich schwer, mir aktiv die Zerstörung irgendwelcher Völker zu wünschen. Martín, ich bin fassungslos. Habe gerade keine rettende Interpretation. Der Text bleibt ein Artefakt seiner Zeit, Produkt seiner Zeit.

III. Den Weg unterscheiden – Unterscheidung als der Weg

[Ich mag die Idee, dass der Text eine Vorstellung seiner Zeit enthält! Aber an welche damalige Zeit denkst du denn? Unter welchen Umständen schrieb Jesaja diese Worte?](#)

Naja, schwierig zu sagen. Das Jesajabuch ist ja gewissermaßen eine Gedichtsammlung, von mehreren Dichtern, die vielleicht eine Jesajanische Schule formten, sozusagen. Die Prophezeiungen wurden aber auf jeden Fall über mehrere Generationen dem Volk Israel zugesagt. Manche Exegeten platzieren Jesaja 35 zwischen dem sogenannten „Proto-“ und „Deutero-“Jesaja, einem ersten und einem zweiten Jesaja. Also ins 6. Jahrhundert vor Christus: nach der Eroberung Judas durch Babylon und vor der Wiederkehr aus dem Babylonischen Exil. Andere Exegeten verorten das Kapitel zwischen einem Deutero- und Trito-Jesaja, zwischen dem zweiten und dem dritten Jesaja, damit nach dem Dekret des Königs Kyros, als dieser Perserkönig den Menschen erlaubte, aus dem Exil in Babylon endlich wieder nachhause zurückkehren zu dürfen.

[Matthew, das macht einen großen Unterschied aus.](#)

How so? Wie so? Worauf willst du hinaus? What are you getting at?

[Geschrieben im Babylonischen Exil bezieht sich der Text auf eine Zeit, als die Israeliten keine realistische Aussicht auf ein Ende hatten, sie waren ohne jeden erkennbaren Ausblick auf Rettung. In dem Fall drücken die Worte eine Sehnsucht aus. Sie formulieren Hoffnung in einer Situation größter Not und Krise. Falls die Worte nach dem Dekret des Perserkönig verfasst sein sollten, würden die Israeliten hier schon erleben, dass die Verwirklichung ihrer Hoffnung auf dem Weg ist.](#)

Jedoch, Martín, ich sollte dazu sagen: Viele Exegeten datieren die Entstehung sogar erst ins 4. Jahrhundert. Diese Spätdatierung führt dazu, dass der Text möglicherweise erst von einem Bearbeiter, gewissermaßen vom „Herausgeber“ des Gedichtsammlerbandes, ausformuliert wurde. Derzeit besteht in der Exegese keine Einigkeit über die Entstehungszeit des Jesajabuchs. Deswegen können wir

nicht mit 100%iger Sicherheit historisch von der Übergangsperiode der Exilszeit sprechen. Deutlich ist aber dies: Hier wollten die, die unseren Predigttext hier hinstellen, die Botschaft der Befreiung aus dem Exil durch Gott deutlich machen. Und diese Botschaft sollte die Leserinnen und Leser, für die sie schrieben, trösten in deren Lebenssituation. Also ist der Text wirklich ein Artefakt, eine hergestellte Erzählung, ja Predigt, in einer jeweiligen Zeit über eine schon vorangegangene Zeit.

Wow, Matthew! Was Du damit sagst ist, dass dieser Text in den sich verändernden Situationen als so etwas wie eine Wegmarke gemacht ist, als Zeichen auf einem heiligen Weg, auf dem Übergang von Altem zu Neuem, von der Vergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft. Der „Herausgeber“ dieser prophetischen Sprüche stand vor der Herausforderung: Was ist passiert, wo stehen ich und meine Gemeinschaft in Beziehung auf die Vergangenheit und in welche Zukunft werden wir geführt? Wie kann ich die Geschichte zu einer Geschichte für uns werden lassen? Das ist eigentlich gar nicht so anders wie unsere eigene Situation heute. Wo wir uns fragen: Wo sind wir eigentlich angelangt, jetzt, wo wir es mit Jesajas Worten zu tun haben? Wie gehört diese Geschichte in unsere Geschichte, aus der wir herkommen? In was für einer Art von Erzählung sollten wir darüber erzählen? Es ist ziemlich bemerkenswert, wie die biblischen Schriften diese Bemühungen aufbewahrt haben – für uns in unserem Bemühen, uns vor Gott zu verstehen. Und in dem sie das tun, also etwa solche Sachen wie die Sehnsucht nach blutiger Vergeltung, der Lust auf Rache, und der Säuberung vom Schmutz aufbewahrt haben, sind diese Worte gerade nicht als Rezeptbuch gestaltet, um daraus zu kopieren. Eher zeigen diese Worte selber die Bewegung auf dem Weg, den Weg durch zu navigieren zwischen Gottes Gericht und Gottes Rettung im Schöpfen aus den Kräften der Tradition. Liegt darin ein Weg nach vorne? Welche anderen Kräfte aus der jüdisch-christlichen Tradition können uns dabei helfen, die Fragen nach unserem Ort zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart zu beantworten?

IV. Von der Feindesliebe?

Wenn ich überlege, wie die christliche Botschaft versucht, die Spannung zwischen der Realität des Bösen und der Hoffnung für alle auszugleichen, dann komme ich auf Jesu Aufnahme des Gebots der Nächstenliebe als Zusammenfassung der Tora und auf seine Zuspitzung hin bis zur Feindesliebe. Mit dieser Lehre hat Jesus nicht die Seinen dazu gerufen, das Böse zu sehen und es dann zu ignorieren. Wie Martin Luther King Jr. es vorgeführt hat, weist Jesus mit der Feindesliebe auf folgenden Sachverhalt hin: “Darkness cannot drive out darkness; only light can do that. Hate cannot drive out hate; only love can do that.” Hassen wir unsere Feinde, diejenigen, die uns und andere Menschen unterdrücken, und diejenigen, die Gewalt und Hass ausüben, dann bringen wir auch wieder Hass hervor. Dann kommen wir selbst nicht auf den Weg, „der der heilige Weg heißen wird“. Dann

nähern wir uns Zion nicht und formen nie die "Beloved Community", von der Dr. King spricht. Lieben wir aber unsere Feinde, dann können wir gleichzeitig dem Bösen aktiv widerstehen und die Befreiung radikal annehmen. Mit Dr. King ein letztes Mal: „Unseren besonders erbitterten Gegnern sagen wir: Wir werden euren Fähigkeiten uns leiden zu lassen unsere Fähigkeiten Leiden zu ertragen entgegensetzen. [...] Wir können nicht mit gutem Gewissen euren ungerechten Gesetzen gehorchen, weil nicht mitzumachen beim Bösen ebenso eine moralische Verpflichtung ist wie beim Guten mitzumachen. Werft uns ins Gefängnis, so werden wir euch dennoch lieben. Sendet vermummte Gewalttäter in unsere Viertel mitten in der Nacht und schlägt uns halb tot, und wir werden euch dennoch lieben. Aber euch sei versprochen, dass wir euch zermürben werden mit unserer Fähigkeit zu leiden. Eines Tages werden wir die Freiheit gewinnen, aber nicht für uns selbst. Wir werden so sehr an euer Herz und euer Gewissen appellieren, dass wir euch für uns gewinnen im weiteren Verlauf, und unser Sieg wird ein doppelter sein.“ Wenn wir mit diesem Verständnis nun den Predigttext noch einmal lesen, dann können wir vielleicht eine angemessene gerechte Bilanz ziehen: wir können sowohl auf den Untergang des Bösen als auch auf *die Befreiung von allen hoffen*. Sicherlich ist das eine gerechtere Freiheit und eine gerechtfertigte Hoffnung, oder was meinst du?

In der Tat, ich *hoffe*, dass das der Fall ist, wie du es sagst. Denn dann ist es nicht eine Hoffnung, die nur geboren ist aus der Sehnsucht zu überleben; sie ruft nicht nur einfach nach der eigenen Sicherheit um unser selbst willen. Wo Jesaja sich an den Gott seines Volkes um seiner Leute willen wendet, sollten wir nicht einfach dann unseren Gott, sondern ihren Gott im Blick haben. Ich meine, paradoxerweise hoffen wir nicht für uns selbst, sondern für unsere Nachbarn, wer auch immer sie sind. Wir rufen im Gebet Gott nicht einfach um unserer Sicherheit, unserem Wohlbefinden willen an, sondern wir bitten Gott zu den anderen zu kommen. Mir scheint, der Blick bloß auf einen selbst ist nicht die Art von Liebe aus dem Glauben, aus dem Vertrauen in den vertrauenswürdigen Gott, der seine Versprechen der Erlösung der Kirche hält. Sondern es ist eine Art von Liebe, die aus der grenzenlosen Liebe zu fließen scheint, die über jedes Versprechen und jede Bestrafung hinausgeht, über jede Art von Deal und religiösem Staatsbürgerrecht. Eine Hoffnung, die sogar jenseits des Unterschieds von Freund und Feind wohnt, jenseits jeder Art von Königreich. Eine Hoffnung, die angetrieben ist von der Verzweiflung meines Nachbarn und nicht von meinen eigenen Ängsten. Eine unmögliche Hoffnung, hervorgebracht aus Liebe in der Sehnsucht nach einer unmöglichen Welt. Eine Hoffnung, die nicht danach trachtet, jeden einzubinden, weil sie nicht interessiert ist, auszugrenzen, die nichts weiß von Zwang oder Gewalt. Eine Hoffnung, die sich nicht einem allmächtigen Gott und Herrscher unterwirft. Es ist eine Hoffnung auf ein Anderes, eine unmögliche, allumfassende Hoffnung auf einen Gott, dessen Name „Liebe“ ist ... und als Liebe bewegt er uns von Gott her zu unserem Nächsten.

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

„Unsere Hoffnung auf die Liebe Gottes, welche höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen“

Leitungsverantwortung: Röm 15,4-13

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Prof. Dr. Armin Cremers

15. Dezember 2019, 3. Advent

Liebe Gemeinde,

„Grenzen überschreiten und verstehen“, so lautet die Überschrift unserer *Gottesdienste im interdisziplinären Dialog*, die wir in diesem Wintersemester in der Schlosskirche feiern. Grenzen überschreiten und verstehen – ein Charakteristikum von Wissenschaft und Universität insgesamt, von Forschung und Lehre. Für den 3. Advent hat sich unser Universitätsprediger das Thema **Leitungsverantwortung** überlegt, das ohne Zweifel fachübergreifend ist. Unser aufgebener Predigttext steht bei **Paulus** – wir haben ihn in der Lesung gehört. Paulus ist ja einer der großen Grenzüberwinder der Christenheit und Führungsfigur der frühen Kirche. Als einst stolzem Pharisäer hatte Gott ihm den unter Schmähungen am Kreuz gestorbenen und auferstandenen Christus in den Weg gestellt. Aus der Erkenntnis, dass das Gesetz Mose nicht der Heilsweg sei, hat Paulus das Evangelium Christi verantwortet und ist zum Apostel der Heiden geworden. Zentral in unserem Text aus dem Römerbrief stehen die Begriffe Geduld, Trost, Hoffnung, Freude, Frieden, und somit dürfen wir erwarten, dass wir heute mit Paulus über eine Betrachtung von Leitungsverantwortung und Grenzüberschreitung wieder zum Advent gelangen, in den uns die Liturgie schon geleitet hat.

Liebe Gemeinde,

Macht tritt, wie Bonhoeffer sagt, in den Dienst der Verantwortung. Anforderungen an eine Führungskraft mit der Kompetenz für Weisung und Kontrolle anderer Menschen, sei es im Unternehmen, in der Universität, in der Politik, in einer Schule, einem Kindergarten, in einer christlichen Gemeinde wie dieser – solche Anforderungen stellen eines ganz nach vorne: Verantwortung für Menschen. Verantwortung ihrerseits braucht Weitblick und auch Geduld.

Wie sich gezeigt hat, ist der Maßstab bei nachhaltig erfolgreichen, gar „exzellenten“ Unternehmen nicht nur die Erreichung materieller Unternehmensziele (Wachstum, Produktivität, Marktanteile). Wir wissen um die Gefahren der Instrumentalisierung, der Verstellung und des Missbrauchs rein quantitativer Maßstäbe. Zur Leitungsverantwortung gehören eben auch Humanziele wie die Förderung persönlicher Entwicklung. Qualitativ geht es um: Motivation, Sinnstiftung, Teilhabe, Integration, Vernetzung, Schließen von Kreisläufen, Kommunikation. Bei der Mitarbeiterführung ist ein wichtiger Zweck die Mitarbeiterbindung, dies besonders in einer Zeit des Fachkräftemangels und der Konkurrenz um die besten Köpfe.

Die Gesellschaft (auch die Universität) befindet sich in einem tiefgreifenden Wandel, zumeist als Digitalisierung apostrophiert, ein schillernder Begriff. Wir alle

spüren den Einfluss zunehmender Automatisierung in unserem Alltag, in den Medien, in unserer Demokratie. Vertraute Strukturen ändern sich zum Teil radikal. Es ist gut, in allen Facetten beharrlich die Frage nach Verantwortung zu stellen. Die Auswirkung der Digitalisierung auf die Leitungsverantwortung ist eine große Herausforderung für jede Führungskraft nicht nur in ihrer fachlichen, situativen Kompetenz, sondern auch in ihren „dienenden“ Rollen als Mentor, Coach und Strukturentwickler.

Gerade in schwierigen Zeiten schauen die Menschen auf Führung. Führungsforschung ist schon seit über 50 Jahren ein Thema der Organisationspsychologie. Sie spricht von ethischer Fundierung als einer „hellen“ Seite von Führung versus die „dunkle“ Seite eines feindseligen, aggressiven Führungsverhaltens oder auch des Umfeldes für diejenigen, die zu führen haben. Manche der Herausforderungen verlangen viel Kraft. Denken wir an Mobbing, verschobene Aggression oder andere Zumutungen und Konflikte, auf beiden Seiten einer Führungssituation, die für Betroffene Stresserleben, Burnout und vielleicht noch größere Gefahren mit sich bringen können. Kein Unternehmen ist frei von solchem Konfliktpotential. Dieses zu erkennen und zu Gunsten einer wertorientierten Entwicklung zu verringern ist eine wichtige Aufgabe, in die sich jeder Beteiligte mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten einbringen muss.

Liebe Gemeinde,

In erster Linie muss Führung glaubwürdig und Kommunikation authentisch sein. Nicht selten steht die Frage: Wieviel setzen die Führungskräfte denn von sich selber ein? Kommen wir zurück auf Paulus. In seinem Brief an die junge christliche Gemeinde in Rom will er sich und seine Theologie, Rechtfertigung allein durch den Glauben, gemäß Habakuk: „Der Gerechte wird aus Glauben leben“, der ihm noch unbekanntem Gemeinde vorstellen, sicherlich auch weil er hofft, sie als Trügergemeinde für seine geplante Mission bis nach Spanien zu gewinnen. Getrieben wird er von der Erwartung, dass nach Erreichen der Grenze der damaligen Zivilisation (soweit ihm bekannt – nämlich: der Grenze des römischen Reiches nach Westen) und nach Vollendung der Heidenmission auch der Rest des Volkes Israel für das künftige Heil gerettet würde. Im ersten Teil des Römerbriefes entfaltet er die Grundlagen seiner Theologie eines befreiten Christusglaubens und zieht im zweiten Teil ethische Schlussfolgerungen für das Leben der christlichen Gemeinde.

Die genaue Entstehung der urchristlichen Gemeinde in Rom liegt im Dunkeln. Sie wird auf das Jahr 40 geschätzt. Das Evangelium soll auf dem Seeweg nach Rom gelangt sein. Der Brief, den Paulus an die dortige junge Gemeinde schreibt, stammt vermutlich aus dem Winter 55/56 – im Jahr zuvor war Nero als Nachfolger von Claudius Kaiser geworden – Nero, der ca. 10 Jahre später die große Christenverfolgung anordnete. Paulus schreibt gegen Ende eines längeren Aufenthaltes ca. 56 aus Griechenland, aus Korinth. Dorthin war er gelangt nach

einer erneuten umfangreichen und gefährlichen Mission in Kleinasien, bei der er sich auch die Verpflichtung auferlegt hatte, eine Kollekte für die Jerusalemer Urgemeinde zu sammeln.

Wie wir aus der Apostelgeschichte erfahren, hat Paulus, den es eigentlich nach Rom und weiter nach Spanien zog, dann von Korinth aus die überaus entbehrungsreiche und gefährvolle Reise zur Gemeinde in Jerusalem unternommen. Es ging ihm um die Einheit der Kirche angesichts seiner global ausgedehnten Heidenmission. Dabei war er in ernster Sorge, wie in der Zeit großer theologischer Konflikte zwischen Judenchristen und Heidenchristen (Beschneidung, Speise- und Feiertagsgebote...) seine gewissenhafte Pflichterfüllung, symbolisch: die Kollekte der Heiden, in Jerusalem aufgenommen werden würde, und ob er das Einverständnis der Urgemeinde in Jerusalem für seine weitere Mission bis nach Spanien erlangen würde.

Für die historische Forschung bleibt unklar, wie es weiterging: Ob Paulus in Folge seiner Festnahme in Jerusalem und Verbringung als Gefangener nach Rom in den dortigen Verfolgungen den Märtyrertod erlitten hat, oder ob – Paulus war römischer Staatsbürger (was er verschiedentlich vor Behörden geltend machen konnte) – er nicht vielleicht doch wieder freikam und seinen Spanienplan zumindest teilweise realisieren konnte. In der Apostelgeschichte steht Paulus uns einzigartig als Führer der frühen Christenheit vor Augen. In seiner Begegnung mit Jesus Christus hat er den Ruf Gottes erfahren. Für diesen Beruf hat er alles gegeben.

Martin Luther sieht im Römerbrief das „eigentliche Hauptstück des Neuen Testaments“. Zunächst mahnt er, dass wir der Sprache des Paulus kundig werden müssen; ich zitiere weiter aus der „Vorrede“ zu Luthers großen Römerbrief-Vorlesung:

So finden wir in dieser Epistel aufs allerreichlichste, was ein Christ wissen soll, nämlich, was Gesetz, Evangelium, Sünde, Strafe, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Christus, Gott, gute Werke, Liebe, Hoffnung, Kreuz ist, und wie wir uns gegen jedermann, er sei fromm oder ein Sünder, stark oder schwach, Freund oder Feind, und gegen uns selber verhalten sollen. Ferner ist das alles durch Schriftstellen trefflich begründet, durch Beispiele aus sich und aus den Propheten bewiesen, so daß hier nichts mehr zu wünschen ist. Darum scheint es auch, als habe St. Paulus in dieser Epistel einmal in Kürze die ganze christliche und evangelische Lehre zusammenfassen und damit eine Einführung in das ganze Alte Testament geben wollen.

Denn ohne Zweifel: wer diese Epistel gut im Herzen hat, der hat des Alten Testaments Licht und Kraft bei sich.

Lesen wir nochmals in den Predigttext hinein:

4 Denn was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, damit wir durch

Geduld und den Trost der Schrift Hoffnung haben. 5 Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander nach Jesus Christus, 6 damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus. 7 Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre. 8 Denn ich sage: Christus ist ein Diener der Juden geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind; 9 die Heiden aber sollen Gott die Ehre geben um der Barmherzigkeit willen, wie geschrieben steht (Psalm 18,50): »Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen.« 10 Und wiederum heißt es (5. Mose 32,43): »Freut euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!« 11 Und wiederum (Psalm 117,1): »Lobet den Herrn, alle Heiden, und preisen sollen ihn alle Völker!« 12 Und wiederum spricht Jesaja (Jesaja 11,10): »Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isais, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.« 13 Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes. Amen.

Das Leitmotiv des Textes ist Hoffnung, ein adventliches Thema: Hoffen auf die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus. Die Anbahnung der Menschwerdung Gottes führen wir Heutige uns ja im Advent vor Augen, Weihnachten nicht als ein blitzartiges Ereignis, sondern ganz menschlich, geschichtlich verortet in Bethlehem im jüdischen Land. Geschehnis, das uns erfüllen darf mit Freude, „mit aller Freude und Frieden im Glauben“, den wir miteinander teilen. Die Kraft des Heiligen Geistes ist es, die uns zu solchem Erfülltsein befähigt.

Im Kontext der frühchristlichen Gemeinden ist die Hoffnung mit der konkreten Vorstellung der baldigen, für die meisten sogar real erlebbaren Wiederkunft Christi verbunden. Paulus hat seine großartige Zukunftsvision an mehreren Stellen seiner Briefe bestätigt, besonders im 1. Kor,15, in dem er seine Anschauungen von der Ankunft Christi am Ende der Welt mit großer Intensität vermittelt. Es geht um das Herzstück des christlichen Glaubens, auf das Paulus verweist in der Überzeugung, dass sich in den jungen Gemeinden, trotz aller Konflikte der einträchtige Sinn nach Jesus Christus wieder einstellen werde, damit sie einmütig mit einem Munde Gott den Vater loben. Wenn uns auch viele der bildhaften Anschauungen anfechtbar erscheinen und es von den damaligen Voraussetzungen her sicher auch sind, so eint uns mit Paulus dieses Ziel, der einträchtige Sinn nach Jesus Christus zum Lob Gottes.

Im Römerbrief, Kap. 13, verbindet Paulus die Hoffnung mit der Liebe:

*10 Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.
11 Und das tut, weil ihr die Zeit erkannt habt, dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf, denn unser Heil ist jetzt näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden.*

Im Predigttext, Kap. 15, ist die Hoffnung eng verknüpft mit Geduld, die wir gleichsetzen können mit Glauben, und mit dem Trost der Schrift in unserem gelebten und zu lebenden Leben, das auch Prüfungen und seelische Not kennt und in dem wir bereit sein und uns immerfort neu schulen sollen, den Nächsten in Verantwortung anzunehmen .

Der Römerbrief beruft sich an zahlreichen Stellen auf das Alte Testament, die Moses-Bücher, Psalmen und Propheten zum Teil in großer Klarheit, zum Teil in Auslegungen, die uns noch heute nachdenklich machen. So auch in unserem Text, wo es heißt: **Christus ist ein Diener der Juden (der Beschneidung) geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind; 9 die Heiden aber sollen Gott die Ehre geben um der Barmherzigkeit willen.** Paulus begründet seine Heidenmission mit der Ankunft und Auferstehung der Wurzel Jesse.

Jesse ist nach der biblischen Überlieferung der griechische Name des Vaters des Königs David, auf den wir den Stammbaum Jesu zurückführen; sein hebräischer Name ist Isai („Geschenk Gottes“), ein Enkel Ruths, der mit seiner Großfamilie in Bethlehem wohnte. Paulus beruft sich auf Jesaja und sagt: **»Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isais, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.«** Die Freude darüber und der Lobpreis Gottes kommen allen Völkern zu. Und so sollen auch die Juden und Griechen der römischen Gemeinde, Judenchristen und Heidenchristen, in Respekt aller Meinungsunterschiede und in eigener Glaubenspraxis doch untereinander nach Jesus Christus einträchtig gesinnt sein.

Paulus fordert auch uns auf: **„Nehmet einander an gleichwie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre.“** Hören wir die intensive Verklammerung heraus, die im Sprachschema des „gleichwie“ zum Ausdruck kommt! Wir sind angenommen und dürfen uns eingeladen fühlen mit allen, denen die Verheißungen des Alten Testaments gegolten haben. Das ist eine Aufforderung insbesondere auch an alle, die in der Gemeinde in Leitungsverantwortung stehen und die Einheit der Christenheit, Ökumene, als eine Aufgabe sehen, für unsere Kirchen das große Ziel, vom Konflikt zur Gemeinschaft zu kommen. Dies kann gelingen, so wie zahlreiche Mitglieder der Schlosskirchengemeinde in der diesjährigen Predigtpreisfeier erfahren durften. Hier haben wir gesehen, dass Predigt als Dienst am Evangelium uns hilft, zur Gemeinschaft zu kommen, und womöglich wird die Festschrift, die der Universitätsprediger herausgegeben hat, noch von Vielen im Advent gelesen.

Das uralte Thema des Advents, die Wiederkunft Christi, steht im Zentrum unseres Glaubens. Im Grunde geht es nicht um Bilder, die als Erklärung immer auch zeit- und kulturbehaftet sind, sondern um Wahrheit, letzte Wahrheit, die auch immer erste Wahrheit ist.

Verständnis und Aufgaben heutiger Eschatologie sind wichtiges Thema der Theologie und Ökumene, damit wir im Wandel der Zeit das ewige Kommen Christi

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

gemeinsam zur Sprache bringen. Da wollen wir uns an Christus halten, der uns angenommen hat. Im Advent besinnen wir uns darauf, dass wir Angenommene sind. Nicht wir haben das Kind gesucht, es hat uns gefunden. Mit Jesus Christus ist Gottes Reich schon mitten unter uns.

Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes. Amen.

Frauenpower?: Lk 1,46-56

Prof. Dr. Wolfram Kinzig, Prof. Dr. Harald von dem Knesebeck

22. Dezember 2019, 4. Advent

Liebe Gemeinde!

Bei unserem heutigen Predigttext, dem Magnificat (so genannt nach dem ersten Wort in der lateinischen Übersetzung der Vulgata) – bei unserem Predigttext handelt es sich um einen sorgfältig komponierten Hymnus, der gesättigt ist mit biblischen Bezügen. Er hat sein Vorbild im Lied der Hanna, der Mutter Samuels (1 Sam 2,1-10), die sich darüber freut, dass sie einen Sohn geboren hat, obwohl sie die Hoffnung auf Kinder schon fast aufgegeben hatte, und daraufhin Gott für seine Wohltat dankt:

Mein Herz freut sich am HERRN, mein Horn ist erhoben durch den HERRN, mein Mund ist aufgetan gegen meine Feinde, denn ich freue mich über deine Hilfe.

Niemand ist so heilig wie der HERR, denn es gibt keinen außer dir, und kein Fels ist wie unser Gott“ (1 Sam 2,1-2; Zürcher Bibel).

So beginnt Hannas Dank- und Loblied.

Auch Maria hat Grund zur Freude. Ein Engel Gottes ist ihr erschienen und hat ihr die Geburt eines Sohnes angekündigt, dem sie den Namen Jesus geben soll und der Herrscher über Israel sein wird. Als Beweis dafür, dass sie auch ohne Beischlaf mit einem Mann schwanger werden wird, hat der Engel auf Elisabeth verwiesen, eine Verwandte Marias, die ein Kind erwartet, obwohl sie als unfruchtbar galt. Daraufhin eilt Maria zu Elisabeth, und tatsächlich: Elisabeth ist bereits im sechsten Monat schwanger. Ihr Kind, Johannes der Täufer, ist schon so munter, dass es bei der Begrüßung Marias vergnügt im Bauch seiner Mutter um sich tritt. Elisabeth nimmt dies als Zeichen dafür, dass die Schwangerschaft Marias etwas ganz Besonderes ist, und sie preist ihre Verwandte für ihren Glauben:

Selig ist, die geglaubt hat, dass sich erfüllen werde, was der Herr ihr sagen ließ. (Lk 1,45)

Maria wiederum antwortet darauf mit einem Gesang, dem Magnificat:

46 Und Maria sprach: Meine Seele preist den Herrn, 47 und mein Geist hat über Gott, meinen Retter, gejubelt. 48 Denn er hat seiner Magd in ihrer Niedrigkeit Aufmerksamkeit geschenkt. Denn siehe: Von jetzt an werden mich alle Generationen selig preisen, 49 denn der Mächtige hat Großes an mir getan. Heilig ist sein Name, 50 und sein Erbarmen gilt von Generation zu Generation denen, die ihn fürchten. 51 Mit seinem Arm hat er Macht ausgeübt. Zerstreut hat er die, die in ihres Herzens Sinn hochmütig sind. 52 Er hat die Machthaber von den Thronen heruntergerissen und hat

die Niedrigen erhöht. 53 Die Hungrigen hat er mit Gutem gesättigt, und die Reichen hat er leer ausgehen lassen. 54 Er hat sich seines Knechtes Israel angenommen, in Erinnerung an sein Erbarmen, 55 wie er es unseren Vätern zugesprochen hat: Abraham und seinen Nachkommen für immer.

Nicht zuletzt die dichterische Qualität des Magnificats hat dazu geführt, dass es schon sehr früh Eingang gefunden hat in den christlichen Gottesdienst. Es stand im liturgischen Abendgebet, der Vesper, seit jeher an prominenter Stelle und hat so die Marienfrömmigkeit der lateinischen Kirche maßgeblich geprägt. Auch die Reformatoren waren am Magnificat interessiert: Luther hat es ebenso ausgelegt wie Zwingli und Calvin.

Die Tatsache, dass der Hymnus tatsächlich gesungen wurde, hat im Laufe der Musikgeschichte zu unzähligen Vertonungen geführt. Ebenso hat das Magnificat in der bildenden Kunst seine Spuren hinterlassen, und damit wollen wir uns heute morgen etwas näher beschäftigen, vor allem mit einer Darstellung aus dem berühmten Evangeliar Heinrichs des Löwen. Dazu kann es keinen Kundigeren geben als meinen Kollegen aus der Kunstgeschichte, Prof. Dr. Harald Wolter von dem Knesebeck, der vor kurzem mit Bernd Schneidmüller zusammen den definitiven Band über dieses berühmte Evangeliar publiziert hat. Ich freue mich sehr und danke herzlich dafür, dass er sich auf meine Anfrage hin sogleich zur Mitwirkung an diesem Gottesdienst bereit erklärt hat.



Evangeliar Heinrichs des Löwen und Mathildes von England, Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 105 Noviss. 2°, entstanden zwischen 1173 und 1189, fol. 110v-111r (zum Evangelium des Lukas): Verkündigung, Heimsuchung, Anstimmen des Magnificat / Verkündigung an die Hirten, Darbringung im Tempel

Das Magnificat ist im Neuen Testament Teil des Auftakts des Geschehens zu Weihnachten und der eingangs parallel geführten Geschichte von Christus und Johannes dem Täufer, die sich hier erstmals, noch im Bauch ihrer Mütter,

begegnen. Ihr späteres öffentliches Auftreten hat dabei das Potential, das Unterste nach oben zu bringen – und umgekehrt. Und so werden beide ihr Leben aufgrund ihres Gegensatzes mit den Machthabern und Eliten ihrer Zeit verlieren, die ihre Position durch sie gefährdet sahen. Dies Potential zur Umkehrung der Verhältnisse klingt im Lobgesang des Magnificat an. Dort sagt Maria über Gott (Lk 1, 51-53):

Mit seinem Arm hat er Macht ausgeübt. Zerstreut hat er die, die in ihres Herzens Sinn hochmütig sind. Er hat die Machthaber von den Thronen heruntergerissen und hat die Niedrigen erhöht. Die Hungrigen hat er mit Gutem gesättigt, und die Reichen hat er leer ausgehen lassen.

Als Kunsthistoriker, der sich mit dem Mittelalter beschäftigt, ist man immer wieder damit konfrontiert, dass dieses gesellschaftsverändernde Potential des Christentums in den Bildern kaum zu fassen ist. Schon die spätantike Kunst christlicher Thematik seit Konstantin dem Großen und noch eher seit Theodosius, mit dem um 400 nach Christus das Christentum zur alleinigen Staatsreligion wurde, ist tief geprägt von der Bildersprache des römischen Reichs. Dies gilt gerade auch für die Triumphalkunst, mit der sich die römischen Kaiser feiern ließen. Die Herrlichkeit des Kaisers wurde in den Himmel projiziert – und zugleich wurde der als Hof der Engel und Heiligen wiedergegebene Hof Christi im Himmel als Vorbild des Kaiserhofs auf Erden angesehen.

So mag es nicht mehr ganz so erstaunen, dass eine besonders einfühlsame Darstellung des Anstimmens des Magnificats sich in einem Werk befindet, das ein besonders skrupelloser Machtmensch zusammen mit seiner Frau als Ausstattung der gemeinsamen Grablege herstellen ließ. Es ist das hochberühmte Evangeliar Heinrichs des Löwen und Mathildes von England, eine Zeitlang nach seiner Ersteigerung 1983 für den Staat das teuerste Buch der Welt. Diese große und überreich ausgestattete Pergamenthandschrift ließ Herzog Heinrich der Löwe zusammen mit seiner Frau, der englischen Prinzessin Mathilde, für den 1188 geweihte Marienaltar der Stiftskirche St. Blasius in ihrer Stadtburg und Residenz in Braunschweig, der Burg Dankwarderode, herstellen. Heinrich der Löwe hatte in dem Streben, seine Herzogtümer Bayern und Sachsen auszubauen, auch vor Gewalttaten gegenüber der Kirche nicht zurückgeschreckt. So ist seine Gründung Münchens einem Gewaltakt gegenüber dem Bischof von Freising geschuldet – und den Dom von Halberstadt ließ er im Streit niederbrennen. Doch verband er gerade mit dem Evangeliar in seiner Stiftung St. Blasius in Braunschweig die Hoffnung auf Seelenheil nach dem Tode. Dies zeigen insbesondere die beiden berühmten Darstellungen des Stifterpaares am Anfang und am Ende des Bilderzyklus zu den vier Evangelien der Handschrift.

Zum Bildervorspann des Evangeliums des Lukas gehören auch die beiden hier gezeigten Miniaturen. Sie sind somit mit ihrer Textquelle verbunden, wird doch bei

Lukas eingangs die Verkündigung und die Begegnung der beiden werdenden Mütter in der sogenannten Heimsuchung sowie das Anstimmen des Magnificats geschildert. Dies alles ist bei der linken der beiden Miniaturen zu sehen. Die ihr im Buch gegenüberstehende rechts zeigt oben die Verkündigung an die Hirten, dann aber nicht die Geburt Christi. Sie war im Evangeliar dem Evangelium des Matthäus zugeordnet, das mit dem Stammbaum Christi beginnt. Vielmehr sehen wir hier unten rechts, wie Christus bei der Darbringung im Tempel 40 Tage nach seiner Geburt erstmals in das Haus seines Vaters kommt.

So sind es im Sinne des Magnificats eigentlich einfache Leute, Verwandte, Hirten und alte Menschen, die auf ihren Tod warten, welche die Vorgänge vor und rund um die Geburt Christi bei dieser Doppelminiatur bestimmen. In der Verkündigung naht sich der Engel oben der Maria, schwanger umarmt diese unten links die mit dem Täufer schwangere Verwandte Elisabeth. Beide sind dann unten rechts mit Spruchbändern zu sehen. Elisabeth spricht Maria mit den Worten an: „Wie geschieht mir das, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? (Lk 1,43). Maria stimmt hierauf hin den Lobgesang des Magnificats an. Dessen Anfang weist sie auf ihrem Spruchband vor: „Meine Seele erhebt den Herrn“ (Lk 1,46). Doch ist sie kostbar gekleidet, und es wird rund um sie ein großer Apparat an Verweisen aufgeföhren. So ist die Pforte hinter Maria nach dem über dieser im Rahmenmedaillon gezeigten Ezechiel ein Bild für Maria als geschlossene Pforte, also als jungfräuliche Mutter. Auch das mit Manna gefüllte Gefäß Aarons unten zwischen dem Engel und Maria weist in diese Richtung, ebenso wie sein grünender Stab, lateinisch eine Virga, die man ebenfalls mit der Jungfrau Maria, der Virgo Maria verband.

Dieser Weg der Aufladung biblischer Personen mit Bedeutung wird nun auch unten bei Maria und Elisabeth beschrillen. Dort werden sie im Schriftstreifen, der die obere Hälfte der Miniatur von der unteren trennt, links mit einem Psalmvers benannt: Gerechtigkeit und Frieden küssten sich (Ps 84,11). Dem folgenden Vers dieses Psalms (Ps 84,12) sind die beiden Personifikationen entnommen, die zwischen der Heimsuchung und dem Anstimmen des Magnificats erscheinen. Aus dem Himmelssegment schaut die Gerechtigkeit vom Himmel auf die Wahrheit, die sich ihr von der Erde her zu wendet. Diese Verbindung von Gerechtigkeit, Frieden und Wahrheit weist voraus auf den Frieden, den die Engel den Hirten nachts in der folgenden Miniatur vom Himmel herab zur Erde ankündigen, und zwar mit einem weiteren berühmten Kirchengesang, dem Gloria, auf ihrem Spruchband: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden bei den Menschen, die guten Willens sind“ (Lk 2,14).

Spricht Maria im Magnificat vom Sturz der Mächtigen und der Erhöhung der Niedrigen, so ist dies hier nur insofern fassbar, als die Mächtigen ausgeblendet sind – und die Beischriften der Propheten Jesaja und Jeremia in den Medaillons unten auf die Herrschaft Christi weisen: „Gerechtigkeit wird seine Lende gürtен“ (Jes 11,5) heißt es dort und „Ich werde David einen gerechten Sproß erwecken und

er wird herrschen“ (Jer 23,5). Zugleich werden allerdings im Kontext des Evangeliums als Handschrift an der Grablege des Herzogspaares mit Gerechtigkeit und Wahrheit ganz allgemein Herrschertugenden und mit dem Frieden eine Herrscheraufgabe angesprochen – so wenig diesen Heinrich der Löwe auch tatsächlich zur Maxime seines Handelns machte. Wir können nicht ausschließen, dass die Stiftsherrn von St. Blasius hiermit eine Mahnung an Heinrich verbanden, zum Nutzen seines Seelenheils sein Verhalten eher an diesen Werten und Aufgaben auszurichten. Mit direkter Kritik hat das aber hier sicher nichts zu tun – das wäre auch zu gefährlich gewesen. Vielmehr wirkte sich hier wohl der von Konstantin eingeleitete Prozess zur Christianisierung des Römischen Reichs aus, der um 400 nach Christus unter Theodosius zum Christentum als Staatsreligion führte. Die Bildersprache der Herrschenden kam in die Kunst christlicher Thematik. Und mit diesem Vorgang kam auch ein Herrschaftsverständnis in Kunst und Gesellschaft, das der Anforderung an das eigene Tun mit einem konventionellen Verweis auf die Möglichkeit tugendsamer Herrschaft ausweichen konnte – gerade dann, wenn man so reich stiftete wie Heinrich und Mathilde.

Liebe Gemeinde,

ich hatte es eingangs angedeutet: Das Magnificat ist ein kunstvoller Text, und diese Schönheit spiegelt sich auch in der Darstellung im Evangelium Heinrichs des Löwen wider. Es ist allerdings auch eine Schönheit, die die Wucht des Textes verdeckt – Herr Wolter von dem Knesebeck hat es bereits angedeutet. Denn es ist ja wirklich ein wuchtiger Text:

*Er hat die Machthaber von den Thronen heruntergerissen und hat die Niedrigen erhöht.
Die Hungrigen hat er gesättigt, und die Reichen hat er leer ausgehen lassen.*

So sehr ich auch gesucht habe, ich habe keine einzige Darstellung aus dem Mittelalter gefunden, in der diese machtvolle Tat Gottes im Bild festgehalten worden wäre. Erst in der Barockzeit findet man hier und da Fresken, welche die Drastik des Geschehens zum Ausdruck bringen.²

Die Kraft Gottes, welche den irdischen Machthabern ihre Macht entreißt und den Reichen ihren Besitz wegnimmt – diese Kraft im Bild zu zeigen, könnte gefährlich sein, zumal – so wie hier – im Evangelium für einen Herrscher, über den ein Zeitgenosse sagte: „Er trat die Nacken der Aufrührer nieder, zerbrach ihre Befestigungen und vernichtete die Abtrünnigen.“³

² zum Beispiel in den Deckenfresken der Pfarrkirche Mariä Verkündigung in Leeder/Oberbayern (Joseph Andreas Möritz, 1747). Abbildungen z.B. unter URL <<https://de.wikipedia.org/wiki/Magnificat>> (07.12.2019).

³ Helmold, Slavenchronik 2,102 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi, Bd. 31, 1937, S. 201, Z. 28-30).

Was sehen wir stattdessen? Es sind vor allem die Demut Marias – in anderen Bildern schlägt sie die Augen nieder –, oder ihre Hoheit – in Botticellis Darstellung der „Madonna des Magnificat“ wird sie von Engeln mit einer Krone gekrönt.

Die Kunst führt also in diesem Fall weg vom Text, sie entschärft den Text, ja, man könnte fast sagen – sie ignoriert ihn, wären da nicht die zarten Hinweise auf Psalm 85 (Vulgata: 84),12: Wahrheit von der Erde – Gerechtigkeit vom Himmel. Man sieht aber nichts von der Gewalt dieses Geschehens. Man sieht die Mächtigen nicht stürzen und die Niedrigen nicht erhöht. Kein Hinweis darauf, wie die Hungrigen gesättigt werden und die Reichen leer ausgehen!

Derlei Entschärfung des Textes ist aber kein Phänomen der bildenden Kunst allein und auch nicht nur im katholischen Bereich zu finden. Luther meint in seiner Auslegung des Textes, die Machthaber würden von den Thronen gerissen, *wenn sie hochmütig seien*⁴ – damit hat er aber zwei Verse verbunden, die bei Lukas syntaktisch nicht verbunden sind, und hat so die Aussage abgemildert. Bei Luther wird also nur der Machthaber gestürzt, der hochmütig ist. Man muss ergänzen: die anderen nicht. Aber das Magnificat schränkt in Wahrheit nicht ein: Die Mächtigen haben ihre Macht verloren, die Reichen sind leer ausgegangen.

Die Taten Gottes werden im griechischen Text des Evangeliums in der Vergangenheitsform beschrieben: Sie sind bereits geschehen. Das hat den Exegeten immer Kopfzerbrechen bereitet – denn die Mächtigen *sind* ja noch nicht von den Thronen gerissen, und die Reichen füllen sich *noch immer* ihre Taschen.

Nun können sich die griechischen Verbformen zwar auf die Vergangenheit beziehen – sie können aber auch gnomische Bedeutung haben, das heißt, sie drücken allgemeine Wahrheiten aus, die jederzeit gelten. Dann müsste man den Hymnus im Deutschen durchweg im Präsens, in der Gegenwartsform übersetzen. Viele moderne Bibelübersetzungen tun dies, auch Luther. Aber es hilft uns nicht bei den Schwierigkeiten des Verstehens. Denn die Sätze entsprechen ja unverändert nicht dem, was tagtäglich um uns her geschieht. Es ist trotz jahrelangen Kriegs nicht gelungen, den syrischen Diktator Baschar al-Assad zu entmachten. In den USA ist ein Präsident an der Macht, an dessen Unbestechlichkeit es ernsthafte Zweifel gibt – doch will es nicht gelingen, ihm mit den Mitteln des Rechtsstaats den Prozess zu machen. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass die dauerhafte Armut in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen wäre, aber es gibt deutliche Hinweise darauf, dass die Zahl der sehr reichen Menschen gestiegen ist.⁵ Weltweit hat einem Bericht der Weltbank zufolge die Zahl der Menschen in absoluter Armut in den letzten Jahren zwar abgenommen – aber im subsaharischen Afrika ist sie angestiegen.⁶

⁴ Vgl. Weimarer Ausgabe, Bd. 7, S. 590, Z. 3-18.

⁵ Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/939594/umfrage/dauerhafte-armut-und-dauerhafter-reichtum-in-deutschland/> (20.11.2019).

⁶ Vgl. <https://www.worldbank.org/en/topic/poverty/overview> (20.11.2019).

Das ist vielleicht auch der Grund, warum dem Magnificat eine Seligpreisung Marias aus dem Munde der Elisabeth vorangestellt ist: „Selig ist, die geglaubt hat, dass sich erfüllen werde, was der Herr ihr sagen ließ.“ Möglicherweise hatte schon der Evangelist Probleme mit dem Hymnus, den er als Lied der Maria vorfand und den er darum in sein Evangelium aufnehmen wollte. Denn das Magnificat widerspricht menschlicher Erfahrung. Dann wäre die Pointe: Maria glaubt gegen den Augenschein, und daran zeigt sich die Tiefe ihres Glaubens.

Einer anderen Auslegung zufolge wird hier eine sozialpolitische Utopie formuliert. So ist es kaum verwunderlich, dass sich auch religiöse Sozialisten auf das Magnificat berufen. Gerade im letzten Jahr ist ein Buch erschienen, welches einen Zusammenhang zwischen Gerechtigkeitstraditionen in der Bibel und bei Karl Marx findet und dafür auch unseren Predigttext beansprucht.⁷

Aber auch wenn das Magnificat eine Utopie sein mag, so ist diese Utopie sicher nicht sozialrevolutionär zu verstehen. Der Text lässt ja wichtige Fragen offen: Was ist dann, wenn die Machthaber entthront und die Niedrigen erhöht sind, wenn die Hungrigen genug zu essen und die Reichen ihren Reichtum aufgezehrt haben? Wird dann das Reich der Gerechtigkeit auf Erden anbrechen? Oder wird die Herrschaft der Niedrigen zu neuer Tyrannei führen? Werden die Hungrigen die Neureichen von morgen sein? Sind die Zustände, von denen dieser Text spricht, Teil unserer Zukunft hier auf Erden, oder handelt es sich um einen erträumten und erhofften Zustand am Ende aller Zeiten nach dem Untergang dieser Welt?

Nun darf man allerdings in der Diskussion darüber, ob der Text über Vergangenes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges spricht, und im Versuch, den Text an der Wirklichkeit zu messen, auch an Folgendem nicht vorbeigehen: Die Geschichte Gottes mit seinem Volk *ist* eine Befreiungsgeschichte. Es ist eine Geschichte, in der das Volk Israel aus der Knechtschaft in Ägypten in das verheißene Land geführt wurde. Es ist die Geschichte dessen, der auf einem Esel nach Jerusalem geritten ist und die Mächtigen das Fürchten gelehrt hat, so dass sie ihn am Ende liquidieren mussten. Es ist die Geschichte der christlichen Caritas, derer, die für die Armen überall auf der Welt eingetreten sind und die Hungrigen gesättigt haben. Auch das gehört zur historischen Wahrheit.

Das Magnificat will sagen: *Diese* Geschichte ist nicht zuende, solange es das Christentum gibt. Sie bedeutet, dass sich die Ausbeuter und die Menschenhinder ihrer Sache nicht sicher sein können. Dass die Macht derer wackelt, die sich an ihr festklammern. Dass gegen allen Augenschein nicht Hunger, Leid und Not die Oberhand behalten, sondern dass sich Gottes Güte in den Menschen auf dieser Erde immer wieder Bahn bricht.

Dieser Prozess wird auch in Zukunft weitergehen. Gottes Macht setzt sich durch, und sie wird eines Tages – wenn alle Throne längst verbrannt und alle Bankkonten

⁷ Vgl. Michael Ramminger/Michael Segbers (Hgg.), „Alle Verhältnisse umzuwerfen ... und die Mächtigen vom Thron zu stürzen“. Das gemeinsame Erbe von Christen und Marx, Hamburg 2018.

gelöscht sind – obsiegen. Die biblischen Autoren – so wie der Verfasser unseres Lesungstextes (Jes 62,1-5) – stellen sich diese segensreiche Zukunft wie eine ideale Stadt vor – das wiederhergestellte Jerusalem, in dem Gerechtigkeit hervorbrechen wird wie ein Lichtglanz und das Heil Gottes wie eine brennende Fackel. Deswegen sollten wir uns auch von keinen Schreckensmeldungen irre machen lassen. Weder mit Blick auf die Welt, von der mittlerweile viele verzweifelt sagen, es gebe keine Humanität und keinen Anstand mehr, noch mit Blick auf die Kirche, in der viele zu glauben scheinen, wir würden eher früher als später zu einem unbedeutenden Rest zusammenschrumpfen, der schließlich ganz erlischt.

Das Magnificat lehrt uns hingegen: Gottes Geschichte mit dieser Welt hat am Anfang der Zeiten begonnen, sie dauert an, und sie wird zu einem Ziel führen, welches Gott bestimmt und niemand sonst. Unser Gott, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Jesu Christi ist ein Gott der machtvollen Tat, ein Feind alles Bösen.

Aber er ist darin auch ein *barmherziger* Gott. Er nimmt die an, die sich zu ihm flüchten, unabhängig davon, was sie getan haben. Jesus ist zu allen gekommen: zu Gerechten und Sündern und hat gezeigt: Gott ist in gleicher Weise barmherzig gegenüber Mächtigen und Ohnmächtigen, Reichen und Armen. Am Ende zählt nicht, was wir getan haben – am Ende zählt, ob wir auf sein Erbarmen vertrauen, jenes Erbarmen welches von Generation zu Generation denen gilt, die ihn fürchten. Es hat darum einen tiefen Sinn, dass wir Christen uns Gott nicht als einen Blitzeschleuderer oder als einen gepanzerten Kämpfer vorstellen. Unser Gott ist kein Kriegsgott. Zu uns ist Gott in einem *Kind* gekommen, einem Kind, das in einem armseligen, stinkenden Stall geboren wurde von einer Frau, die ihrem Gott vertraut hat und nun singt:

„Meine Seele preist den Herrn, und mein Geist hat über Gott, meinen Retter, gejubelt.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

An die Weihnachtsgeschichte glauben?! Lk 2,1-14

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Prof. Dr. Michael Wolter

24. Dezember 2019, Heilig Abend

1 Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. 2 Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war. 3 Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeder in seine Stadt.

4 Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, 5 damit er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger. 6 Und als sie dort waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. 7 Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

8 Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. 9 Und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. 10 Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; 11 denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. 12 Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. 13 Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: 14 Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.

Liebe Gemeinde!

Wir haben die Weihnachtsgeschichte gehört. Auch an *diesem* Weihnachtsabend noch einmal diese wundersame Erzählung. Dabei kennen wir sie ja schon fast auswendig. Und doch, diese Lesung am Heiligen Abend auszulassen, das wäre sehr seltsam. Warum eigentlich? Glauben wir an die Weihnachtsgeschichte?

Woran man glaubt, ist nicht einfach eine rein intellektuelle Frage. Es zeigt sich wohl noch untrüglicher daran, was man tut. Und daran, was man wahrnimmt. So etwa auch bei den Hirten *in* der Weihnachtsgeschichte.

Weihnachten macht einen Unterschied aus im Jahr. Ohne Weihnachten wäre der ganze Dezember ein anderer. Man kann sich in Deutschland der Atmosphäre kaum entziehen. Und Sie, die Sie heute Abend hier sind, haben damit einen weiteren Unterschied gemacht. So unterschiedlich die Gründe auch sein mögen, jetzt sind wir hier.

Aber *was* glauben wir denn da eigentlich, wenn wir die Weihnachtsgeschichte hören? Gibt es was, woran man hier unbedingt glauben sollte und glauben muss? Wenigstens wenn man an Gott glaubt? Aber wer könnte und dürfte einen dazu

zwingen? Und was meint denn, an Gott zu glauben? Oder ist sie nicht doch einfach bloß ein schönes Märchen? Aber warum faszinieren ja auch sonst ausgedachte Märchen?

Wer in der Bibel die Weihnachtsgeschichte nachlesen will, der stößt auf Merkwürdiges. Die Geschichte, wie wir sie eben gehört haben, die steht in der Jesusgeschichte des Lukasevangeliums. Daneben gibt es noch drei andere Evangelien, drei andere Jesus-Gesamtgeschichten, das Markusevangelium, das Matthäusevangelium, das Johannesevangelium. Jedes erzählt auf seine Weise von Jesu Leben, Sterben und Auferstehung. Vieles ähnlich, teilweise fast wortwörtlich, und anderes findet sich auch nur bei dem einen oder dem anderen.

Lieber Michael, du bist Fachexeget, spezialisiert auf die neutestamentlichen Schriften. Du beschäftigst dich mit deren literarischen Formen, der Entstehungsgeschichte und dem, was die Verfasser sagen wollten. Wie sieht es da aus bei der Weihnachtsgeschichte? Wie erzählen die Evangelisten davon, wie alles anfang?

Ja, das ist wirklich interessant.

Markus und Johannes fangen an mit einer Erzählung über den Bußprediger Johannes den Täufer. Und auf den trifft der erwachsene Jesus und lässt sich von ihm taufen. Und danach folgen Geschichten vom öffentlichen Auftreten Jesu, von seinem Leiden und Sterben und von Ostern.

Über die Geburt Jesu und die damit verbundenen Ereignisse, wie sie bei Lukas und Matthäus erzählt werden, verlieren sie kein Wort. Johannes geht sogar davon aus, dass Jesus in Nazaret statt in der Davidsstadt Bethlehem geboren wurde.

Also, dann könnte ich doch sagen: Markus und Johannes, die haben dann nicht an Weihnachten geglaubt?

Doch natürlich. Und zwar ganz heftig. Vor allem Johannes.

Denn die Erzählungen aller vier Evangelisten haben eine ganz grundlegende Eigenschaft miteinander gemeinsam. Sie sind davon überzeugt, dass die Menschen, die Jesus begegnen, es mit Gott zu tun bekommen. Und das ist auch der Anspruch gewesen, mit dem Jesus selbst ursprünglich aufgetreten ist und damit natürlich Anstoß erregt hat: dass er Gottes Werk tut, nämlich das Heil Gottes zu den Menschen bringt, und dass er mit seiner Weisung, das Gute zu tun, tatsächlich den Willen Gottes ausrichtet. Er sagte es so, „Wenn ich [...] Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes bei euch angekommen“.

Im Johannesevangelium wird das besonders radikal zugespitzt: „Wer an mich glaubt“, lässt der Evangelist Jesus sagen: „Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, und wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat.“

Darum: Natürlich haben auch Markus und Johannes an Weihnachten geglaubt.

Denn „an Weihnachten glauben“ heißt doch nichts anderes als glauben, dass man es mit Gott zu tun bekommt, wenn man Jesus begegnet, glauben, dass die Geschichte Jesu ein Bestandteil der Geschichte Gottes mit den Menschen ist. Alle Evangelien sind sich aber auch in einem weiteren Punkt einig: Dass diese Behauptung, dass dieser Anspruch, mit dem Jesus aufgetreten ist und den die vier Evangelien vortragen, eine ziemliche *Zumutung* ist. Dieser Glaube ist darum eine Zumutung, weil er behauptet, dass in einem hinfälligen und schwachen *Menschen*, im Reden und im Tun eines hinfälligen und schwachen *Menschen* das Wirken *Gottes* anzutreffen ist. Genau das ist eigentlich gemeint, wenn wir sagen, dass wir „an Weihnachten glauben“. In allen 4 Evangelien sind die Jesusgeschichten darum so etwas wie erzählter Weihnachtsgglaube.

O.k. Wenn ich dich richtig verstanden habe, dann sagst du damit, dass alle sehr wohl genau der Pointe von Weihnachten folgen, dass es genau dies ist, worin die Pointe der Weihnachtsgeschichte liegt. Und dann wäre eben auch das die Weihnachtsgeschichte vom Anfang von Jesus, dem Messias, wenn man es so ausdrückt, wie Johannes das gemacht hat: Gott, der Logos, sein Wille und sein Wort, die wurden Fleisch, die wurden Mensch, nämlich in Jesus, seinem Reden und Tun, in dem, den man darum zu Recht Gottes Sohn nennt.

Jesus ist so etwas wie der personifizierte – Johannes würde sagen: der fleischgewordene – Wille Gottes. Johannes gibt gewissermaßen eine philosophische Kurzfassung des Weihnachtsglaubens.

Ja, unbedingt! Du hättest auch sagen können: Johannes übersetzt den Weihnachtsglauben in die Sprache der Philosophie. Er schreibt: „Das Wort wurde ein Mensch und ging unter uns ein und aus. Und wir erkannten in seinem Wirken die Herrlichkeit Gottes.“

Eine ausgeführte Weihnachtserzählung, die bieten also nur Matthäus und Lukas. Aber doch erzählen sie nicht das Gleiche.

Ja, das muss man erklären: Lukas und Matthäus haben unabhängig voneinander ein und dasselbe getan: Sie haben diese Bedeutung Jesu – dass man es mit Gott zu tun bekommt, wenn man ihm begegnet – in ihren Weihnachtsgeschichten gewissermaßen biographisch nach vorne verlängert und in eine Erzählung umgesetzt.

Also, die wollten die Frage beantworten, wie denn alles ganz am Anfang losgegangen ist. Das ist so, wie wenn Menschen bei einem Paar die Frage stellen: „Wie habt ihr euch denn eigentlich kennengelernt?“ Und dann muss man ihnen erzählen, und tut das gerne, was da für ziemlich seltsame Umstände waren, unter denen man sich dennoch und ineinander verliebt hat.

So ungefähr. Lukas und Matthäus wollen mit ihren Erzählungen von der Geburt Jesu und den Ereignissen drumherum die Besonderheit Jesu anschaulich machen.

Schon an den Umständen, die mit seiner Geburt einhergingen, soll man erkennen können, dass die Lebensgeschichte Jesu eine Gottesgeschichte ist.

Das ist ja alles schön und gut, aber die Weihnachtsgeschichten bei Lukas und Matthäus sind doch ziemlich unterschiedlich.

Ja das **ist** so, und das macht auch den Charme ihrer beiden Weihnachtsgeschichten aus. Lukas und Matthäus erzählen zwei ganz unterschiedliche Geschichten, und sie setzen damit ganz unterschiedliche Akzente. Sie veranschaulichen den Weihnachtsglauben in ganz unterschiedlicher Weise. Das tun sie aber nicht so, dass wir von einer der beiden Veranschaulichungen sagen müssten, sie sei falsch, weil die andere ja etwas anderes erzählt.

Wie es auch bei einem Paar erhellend sein kann, zu hören, wie nicht nur die eine, sondern auch die andere Person die Kennenlerngeschichte erzählt – und sie etwas anders erzählt.

Dass beide Weihnachtsgeschichten sehr gut nebeneinander existieren können, kann man vor allem an den Weihnachtskrippen erkennen. Da sind beide Geschichten zu einer einzigen zusammengelegt: Die Hirten und die Krippe stammen von Lukas – und aus dem Matthäusevangelium stammen der Stern und die drei Könige. Genauer: Matthäus erzählt von drei „Magiern“. Das sollten so was wie Astrologen sein. Zu Königen wurden sie erst später, als man die Erzählung in das Licht von Jes 60,3 stellte: „Völkerscharen werden ziehen zu deinem Licht und Könige zum Glanz deines Aufgangs.“

Und wie genau, deiner Analyse nach, will Lukas erzählerisch uns zeigen, dass man es auch schon bei der Geburt Jesu mit Gott zu tun bekommt?

Das schafft Lukas vor allem mit der Kombination der beiden Teilszenen in seiner Geschichte. Wir haben erst eine Geschichte, die ganz unspektakulär die Geburt eines Menschenkindes erzählt. Eine Frau ist schwanger, sie kommt nieder, wickelt das Kind in Windeln und legt es in einem Futtertrog ab, weil es in ihrer Unterkunft für das Neugeborene keinen anderen Platz gab.

Auch die Windeln. Lukas nimmt's ja ganz genau.

Das ist zwar so selbstverständlich, dass man es eigentlich nicht zu erzählen braucht. Aber er will auf die Zumutung des Weihnachtsglaubens aufmerksam machen. Dass es nicht ein Übermensch war, durch den man es mit Gott zu tun bekommt, wenn man ihm begegnet, sondern ein schwacher und fürsorgebedürftiger Mensch wie wir alle.

Hier, in der ersten Szene, wird also die menschliche Seite der Jesusgeschichte erzählt. So, wie Jesus geboren wird, könnte auch jeder andere Mensch geboren werden. Da war nichts Besonderes dran.

Ganz anders geht es dann in der zweiten Szene zu, in der Szene mit den Hirten. Diese Szene bringt die Seite Gottes ins Spiel. Ein Engel, ein Bote Gottes, tritt zu den Hirten. Und dann kommt sogar die Herrlichkeit Gottes auf die Erde herab. Mitten in der Nacht wird es auf einmal heller als am Tag. Es wird heller als im Schein der Sonne. Es wird hell wie im Himmel. Gottes Herrlichkeit ist fast so etwas wie Gott selbst. Denn Gott selbst kann man nicht sehen. Wenn man etwas von Gott sehen kann, so ist das immer nur seine Herrlichkeit.

Darum kann man sagen: Bevor der Engel seinen Mund auftut, und den Hirten erklärt, wer das Kind ist, das da gerade in Bethlehem geboren wurde und gewickelt in einer Futterkrippe liegt, erklärt Lukas den Lesern und Hörern seiner Weihnachtsgeschichte die Bedeutung der gerade so unspektakulär erzählten Geburt Jesu. Und dann lässt Lukas auch noch „die Menge der himmlischen Heerscharen“ auf die Erde herabkommen.

Von so etwas ist in der Bibel noch niemals erzählt worden. So etwas hat es, seitdem es die Welt gibt, noch niemals gegeben. Nicht nur ein einzelner Bote Gottes, ein Engel, sondern der gesamte himmlische Hofstaat versammelt sich auf der Erde, um zu tun, was seine Aufgabe ist, nämlich Gott zu loben.

Der unendliche Abstand zwischen Himmel und Erde ist für diesen einen Moment aufgehoben. Die Erde wird zum Ort des himmlischen Gotteslobs, und Menschen werden zu dessen Augen- und Ohrenzeugen.

Und dann das Lied, das Lukas dem himmlischen Hofstaat in den Mund legt: Auch dieses Lied hat zwei Teile, nun aber in umgekehrter Reihenfolge. Es geht los mit „Ehre sei Gott in der Höhe“. Das ist ein himmlisches Lied. Das Gotteslob, das die Menge der himmlischen Heerscharen im Himmel singt. Gewissermaßen ihr tägliches Lied. Und dann kommt das Lied, das sie auf die Erde mitgebracht haben und dort aus Anlass der Geburt Jesu singen. „Und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“

Die Weihnachtsgeschichte legt es also darauf an, einen Kontrast zu zeigen: sie ist voll von Glanz – mitten im Dunkeln, und das anlässlich einer Geburt, die sich von anderen Geburten erst einmal in nichts unterscheidet. Doch genau da: Himmel und Friede auf Erden – in einer Gegend, die als Randprovinz von einem Weltreich regiert wurde, mit Macht und Gewalt. Von Gott selbst aber wird dennoch eher indirekt erzählt. Er selbst in seinem Himmel bleibt unsichtbar, geschildert wird jedoch seine Art Glanz und Hofstaat, zitiert wird aus einem Lied, das ihn – trotz Römischer Reich – als Friedensbringer lobt.

Was sollen wir damit machen? Was können nun wir mit dieser Weihnachtsgeschichte anfangen? Erzählt von welchen, von denen wir sonst nichts

wissen, die zwei, drei Generationen nach Jesus lebten und aufschrieben und weiterschrieben, was man sich in den kleinen Jesusgemeinden erzählte.

Was können wir damit anfangen – an Weihnachten 2019? Am Abend in der Dunkelheit – trotz aller Glühlampen und Kerzen. Wo wir doch aus Erfahrungen zu wissen scheinen, dass in ein paar Stunden der Heilige Abend schon wieder vorbei sein wird. Wir normale Menschen, die wir nun mal sind. Und das Dunkel bleibt. Wievielen ist wohl in diesem Jahr im Vergleich zum vorigen deutlich bewusster geworden, dass es ziemlich düster aussieht – mit dem Klima. Und da sind ebenso welche, die sind glücklich über all das, was in ihr Leben getreten ist in diesem Jahr, und da sind welche, die schmerzlich gespürt haben, was ihnen verloren gegangen ist. Da sind welche in dieser Stadt, die sich Sorgen machen, weil sie eine neue Wohnung brauchen, bei dem Wohnungsmangel – ja welche, die gar kein Dach über dem Kopf haben. Da sind welche, die machen sich Sorgen, ob sich bei ihnen nicht doch schon erste Anzeichen von Demenz zeigen, und andere, die sich fragen, wie lange sie mit ihrer chronischen Krankheit noch leben können. Und viele kennen irgendwo jemand um sie herum, um den sie sich besondere Sorgen machen. Und vom Rest außerhalb unserer kleinen Welt vor Ort haben wir noch gar nicht gesprochen!

Was ist also, wenn der Glanz von Weihnachten vorbei ist? Wenn der Moment vom „Himmel auf Erden“ nicht mehr so deutlich sichtbar ist? Was passiert dann mit unserem Glauben an die Weihnachtsgeschichte?

Als Michael Wolter und ich uns zur Vorbereitung der Predigt trafen, da fragte er mich gleich zum Anfang. „Sag mal, bis wohin wird denn die Weihnachtsgeschichte vorgelesen?“ Und wir einigten uns darauf, dass zuerst vor der Predigt diese beiden Teile der Geschichte vorgelesen werden, die wir uns eben genauer angeschaut haben.

Aber es gibt noch einen dritten Teil. Den hat man meistens auch nicht mehr so gut im Kopf. Denn da passiert auch gar nicht mehr so viel, da ist Weihnachten auch erzählerisch schon so gut wie zuende. Aber wir haben uns über diesen Teil dann auch im Vorgespräch ausführlicher ausgetauscht.

Lukas hat nämlich ein Problem: Wie höre ich dann in meiner Erzählung mit der Weihnachtsgeschichte wieder auf? Was ist das Ende dieser Geschichte, worauf läuft sie hinaus? Und da ist er dicht dran an unserer Fragestellung: Was ist dann nach dem Heiligabend-Moment? Was bleibt? Was bleibt für uns?

Lukas blickt auf das Ende der Weihnachtsgeschichte so, dass er nicht einfach flächig erzählt. Also nichts davon, wie in den Märchen von der Prinzessin, die ihren Königsohn bekommt. Nichts von: „Und sie lebten glücklich bis an ihrer Lebensende.“ Er erzählt vielmehr drei unterschiedliche Reaktionen von unterschiedlichen Menschen – drei Typen sind das davon, wie es weitergeht.

Eine Weiterführung muss ja auf jeden Fall kommen. Denn die Reaktion der Hirten war ja noch gar nicht erzählt, nur die Aufforderung an sie. Die laufen also nun los und erreichen ihr Ziel: Und was gibt es da zu sehen? Genau das, was als Zeichen

angekündigt war, aber alles andere als eindeutig ist: Eine Frau hat ein Kind bekommen, und das liegt nun da, wo es hingehört, in einem Behältnis, in das man ein Kind eben gut hinlegen kann, und natürlich eingewickelt in irgendwelche Art von Windeln. Das war's. Nichts besonderes. Es ist so ähnlich wie, in einer Hinsicht, das Ergebnis bei unserem genaueren bibelwissenschaftlichen Blick auf die Weihnachtsgeschichte: Sie ist eine von vier aus der Antike überlieferten Erzählungen. Eine Erzählung vom Typ der wundersamen Geburt und von Gotteserscheinungen. Erkennbar von Menschen zusammengefügt.

Von den Hirten nun wird in der Weihnachtsgeschichte über ihre unmittelbare Reaktion auf das, was sie da an Menschlichem sahen, gar nichts erzählt. So wirklich etwas zu bejubeln angesichts dessen, was sie da vor Ort fanden, gab es ja auch nicht. Sondern erst im Rückblick auf das andere, was sich ihnen draußen auf dem Feld gezeigt hatte, ist etwas für sie anders geworden: Lukas sagt es so: „Nachdem sie das Kind aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches von ihnen zu diesem Kind gesagt war.“ Es ist die Deutung von Weihnachten, es ist das, was Weihnachten, in einer Erzählung verpackt, von Gott erkennen lässt, das ist der Kern von dem, was sie nun weitersagen wollten.

Und wie wirkt diese Weitererzählung? Ein zweiter Typ von Reaktion? Wieder, nichts von einer riesigen Erfolgsgeschichte. Nichts vom Anfang eines weltweiten Christentums usw. Sondern ganz seltsam, oder soll ich sagen, ganz realistisch?: Alle die davon hörten, gewissermaßen, alle Hörer der Weihnachtsgeschichte bis heute hin, die – so heißt es – „wunderten“ sich.

Eine unglaubliche Geschichte eben in diesem Doppelsinn, „ziemlich krass“. Zweifellos literarisch gut gemacht. Zur Weltliteratur aufgestiegen. Und eben doch eine Zumutung: Glaube an einen Gott, den man nicht sehen und anfassen kann und nicht sehen und anfassen braucht, sondern der nur sichtbar wird in Erzählungen aus zweiter und dritter Hand, oder in Briefen wie denen des Paulus usw., der aber auch sichtbar wird in dem, woraufhin, so die christliche Interpretation, das Alte Testament noch einmal sich bewahrheitet. Und vielleicht eben dann doch auch in dem, was daraus geworden ist, von Gottesdienst bis Diakonie, von Theologie bis Musik, was daraus geworden ist, in deinem Leben und in meinem Leben.

Und dann ist da noch ein dritter Typ von Reaktion, den Lukas als den letzten schildert. Da ist eine, die scheinbar nun zur Nebenfigur geworden ist. Und was macht die? Sie vergisst Weihnachten nie mehr. Es sind eben die *Erinnerungen*, die einen begleiten und die die Welt verändern. Dies, was nichts mehr als Worte zu sein scheint, es erweist sich als göttliches Wort. Will sagen: es erweist sich als das, was sich in der Erinnerung ablagert und dessen Ton und Bild mitgeht. Immer wieder jede Weihnachten und in der Erinnerung an frühere Weihnachten. Wir sind hier, um uns zu erinnern. Und darüber hinaus bleibt es dann doch nicht auf Weihnachtsgefühle beschränkt – wenn das Erinnern weiterschreitet: zu dem, was das Kind in der Krippe später als Erwachsener erzählte: vom Barmherzigen

Samariter, oder wozu er aufrief: zur Feindesliebe, oder wie er qualvoll starb. Schlicht deshalb, weil den römischen Machthabern einer aus der Provinz, der die römische Herrschaftsordnung infragegestellt, auch ganz ohne Rüstung und Aufruf zum Aufstand, als zu gefährlich erschien. Und wie mit dieser ganzen Geschichte hin bis zum Kreuz eben doch gerade nicht mehr „alles vorbei“ ist. Der Kreis schließt sich an Ostern: Dass dieses Leben, dass in Windeln und einem Ablagekasten begann und am Kreuz endete, insgesamt erst der Anfang ist. Der Anfang davon, wie sich Gott glauben lässt und wie sich damit leben lässt auf der Erde hier und heute. All das, von der Weihnachtsgeschichte an, will uns im *Herzen* bewegen, mit unserer ganzen Person.

An Weihnachten glauben. Und so erzählt Lukas Weihnachten zuende:

15 Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Lasst uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat. 16 Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegen.

17 Nachdem sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen über dies Kind gesagt war.

18 Und alle, vor die das Wort kam, wunderten sich über die Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.

19 Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Weisung und Gerechtigkeit: Jes 51,4-6

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

31. Dezember 2019, Altjahresabend; Silvester

I. Zwischen Altem und neuem Jahr – und die Worte des Jesaja

Liebe Gemeinde,

was war das, *das vergangene Jahr*? Es war für die meisten eine Mischung aus Gutem und aus Schlechtem – dabei vielleicht nicht im Gleichgewicht aus beidem, sondern je nach dem stärker das eine oder das andere. Oder je nach dem, welche Perspektive man einnimmt, was man für wichtiger und was für weniger wichtig erklärt, steht uns mehr das Gute oder mehr das Schlechte vor Augen.

Und wie sehen wir *das neue Jahr*? Wir wissen ja noch nicht, wie es sein wird. Wir wissen nicht, was sich je nach dem für uns als wichtiger oder als weniger wichtig erweisen wird. Wir wissen nicht, wie die Mischung aus Gutem und Schlechtem sein wird.

Was auf der *gesellschaftlichen und politischen Bühne im Jahr 2019* besonders stark hervortrat, schon vorher, aber dann besonders mit dem zweiten Dürresommer direkt nach dem von 2018, das war das Thema des *Klimawandels*. Und das Thema verbindet sich unausweichlich mit einem Blick auf *verpasste Chancen*. Seit 30 Jahren ist das Problem erkannt – aber es wurden so gut wie keine Konsequenzen daraus gezogen. Immer war anderes wichtiger. Und das Thema wird weit *in die Zukunft* hineinreichen. Unsere Kinder und Enkel werden es auszubaden haben, was wir missachteten.

Vielleicht sind schon viele Schalter im Klimasystem umgestellt und sehr vieles lässt sich gar nicht mehr aufhalten. Andererseits: Wenn nicht jetzt, wann dann lässt sich doch die Weltklimahitze wenigstens noch etwas abmildern. Und das wäre bedeutsam genug.

Ist das Thema *so* wichtig, dass praktisch alles andere daneben zweitrangig wird? Ist es – umgekehrt – *so* sehr nur *Teil* eines Ganzen von vielen weiteren Herausforderungen, dass es eben gerade nicht zu radikal zum alleinigen Punkt gemacht werden darf, weil dies dann andere Errungenschaften gefährdet und damit erst das Chaos vorprogrammiert?

Ich bin kein Politiker – und ich will es auch nicht sein. Aber wenn wir den *Predigttext* aus der neuen Reihe der Texte der Altjahrsabend-Bibeltexte nehmen, dann ist es doch unausweichlich, in diesem Jahr *etwas von der Klimadebatte mitzuhören*. Auch wenn die Bedeutungsbreite der Worte dann wiederum auch deutlich darüber hinausgeht.

Es handelt sich bei dem Predigttext um einen Abschnitt aus dem Buch des Propheten Jesaja, aus dem 51. Kapitel. Hier spricht der Prophet Worte, die als

Worte des Herrn, also als Worte Jahwes dargestellt sind, gerichtet an sein Volk Israel. Sie lauten so (es sind die Verse 4-6 des 51. Kapitels):

4 Merke auf mich, mein Volk, hört mich, meine Leute! Denn Weisung wird von mir ausgehen, und mein Recht will ich gar bald zum Licht der Völker machen. 5 Denn meine Gerechtigkeit ist nahe, mein Heil tritt hervor, und meine Arme werden die Völker richten. Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm. 6 Hebt eure Augen auf den Himmel und schaut unten auf die Erde! Denn der Himmel wird wie ein Rauch vergehen und die Erde wie ein Kleid zerfallen, und die darauf wohnen, werden wie Mücken dahinsterben. Aber mein Heil bleibt ewiglich, und meine Gerechtigkeit wird nicht zerbrechen.

Die Worte sind *drastisch*: Sie sagen eine Katastrophe an. Eine von riesigem Ausmaß. Sie ist dabei erst einmal Jesajas Zeitgenossen angesagt. Aber sie wurde auch, nachdem sich das Angesagte erfüllt zu haben schien, nicht einfach abgetan. Sondern sie wurde aufgeschrieben, *aufgeschrieben von späteren Generationen und für zukünftige Generationen*. Die Ankündigung besagt nicht, dass genau unterer dieser oder jener Bedingung dies oder das passieren wird. Es ist natürlich offensichtlich *nicht* so, dass sie direkt die Klimakatastrophe meint; sie mag gelesen werden in Bezug auf vieles anderes, was jeweils droht. Ja sie sagt sogar *etwas ganz allgemeines*, wenn sie davon spricht: Die Menschen, die auf der Erde wohnen, werden sterben, sie werden wie Mücken dahinsterben. Wir hören es nicht gerne, aber es stimmt ja: Was die *Sterblichkeit* angeht sind wir Menschen genauso wie es Mücken sind – oder jedes andere Tier.

Aber ist das dann nicht alles doch zu hoch gegriffen – als Wort für einen Altjahrsabend? Wir und die Menschheit insgesamt macht in diesen Stunden, je nach Zeitzone doch nur etwas ganz Gewöhnliches. Man geht einen Tag weiter – und ausgerechnet dieser Tag erscheint als bedeutsam *nur deshalb*, weil, nach dem Kalender unserer Zeitrechnung dann ein ganzes neues Jahr beginnt.

Hört man nun genauer hin auf die Jesajaworte, wird allerdings deutlich werden: Der Hauptpunkt dieser Worte des Propheten liegt auch gar nicht in der Ankündigung unserer Endlichkeit und Sterblichkeit. Um die Tatsache der Sterblichkeit im Prinzip wussten die Menschen überall und zu allen Zeiten.

Schon mehr stellt sich die Frage: Was aber *bedeutet* das, was wir ohnehin schon wussten, *für uns*? Was bedeutet es *jetzt*, heute Abend? Bedeutet es: Bloß nicht dran denken und sich diesen Pessimismus einreden lassen? Oder bedeutet es etwa: Es ist eh alles egal, ganz gleich, was man macht? Wie bei der Ansage des großen Klimawandels. Am besten gar nicht dran denken – oder gar nicht umdenken: es ist eh schon alles egal. Oder „auf Deubel komm raus“ jetzt alles sofort anders machen? Wer hat recht?

Der Prophet scheint nun aber erstaunlicherweise von alledem gar nicht berührt. Jedenfalls sagt er gar nicht, was *wir* tun sollen. Was er tut, ist etwas anders. Was das Wort Gottes, das aus dem Mund des Propheten erklingt, tut, ist etwas anderes: Es ist, so sieht es aus, überhaupt *nichts Politisches, sondern es lenkt den Blick auf Gott*: Wo es heißt: „Merke auf mich, mein Volk, hört mich, meine Leute!“ Hört auf mich, euren Gott.

II. Gottes Weisung und Recht – und unsere Verantwortung

Doch was gibt es da zu hören? Es scheint etwas zu sein wie der reinste Horror, den man hier zu sehen bekommt: „*Hebt eure Augen auf den Himmel und schaut unten auf die Erde! Denn der Himmel wird wie ein Rauch vergehen und die Erde wie ein Kleid zerfallen, und die darauf wohnen, werden wie Mücken dahinsterven.*“

Doch selbst auch dazu können wir, die wir heute leben, sagen: Das wussten wir doch schon. Das ist es doch, was uns als Klimateffekt angesagt ist und was wir als Sterbliche fürs eigene Leben ohnehin sehen. Dabei ist es noch drastischer gemalt, denn nicht nur „die Erde wird wie ein Kleid vergehen“, sondern auch „der Himmel wird wie ein Rauch vergehen“. Es ist damit vielleicht eher noch das, was die Physik uns sagt: dass dies das Schicksal der Erde samt der Sonne in so und so viel Milliarden Jahren sein wird. – Allerdings ist bei Jesaja dann auch noch gesagt, dass es nur „eine kleine Weile“ noch bis dahin sei.

Liebe Gemeinde, all dies zu wissen, was wir eigentlich schon längst und auch ohne Jesaja wissen und auch ohne Gott, ist *wie ein Gift*. Katastrophenankündigungen sind gefährlich. Egal, ob man sie wider besseres Wissen ignoriert oder ob man mit Panik darauf reagiert – oder ob es irgendeine Mischung daraus ist. Wie aber könnten wir denn *sonst* darauf reagieren?

Die Prophetenworte selbst geben darauf dann doch eine Antwort. Und das ist dann erst *das Besondere* an ihnen. Und so unsicher und vieldeutig das Besondere im Einzelnen auch ist, so ist diese Antwort in ihrer Hauptsache dann doch *ganz eindeutig*. Gott, der uns rief, auf seine Worte zu achten, sagt auch an, worauf denn diese seine Worte verweisen: „Weisung wird von mir ausgehen und mein Recht will ich [...] zum Licht der Völker machen.“

Darauf gilt es zu achten in einer solchen Lage: auf Weisung und Recht. Auf Gottes Weg, auf seine Tora voll von Hinweisen auf gutes Leben. Es gilt zu achten auf das Recht, auf dessen Rechtschaffung und die Rechtweisung, und noch deutlicher: auf *Gottes* Gerechtigkeit. Gott sagt: „Meine Gerechtigkeit ist nahe.“ Und: „Meine Gerechtigkeit wird nicht zerbrechen.“ Und *das* macht einen Unterschied aus für uns. Der besteht darin: Es gilt angesichts der düsteren Aussichten auf das Ende des eigenen Lebens und der düsteren Aussichten auf das, was die Zukunft bringen mag, den Klimawandel eingeschlossen, *nicht* die Devise: rette sich, wer kann, oder: rette die Welt, mit welchen Maßnahmen auch immer, denn hier heiligt doch der gute Zweck jede Mittel. Sondern es gilt ganz nüchtern: *Übernimm Verantwortung* für andere – so sorgfältig, wie du sie für dich selbst übernimmst. Achte auf Rechte

und auf Gerechtigkeit – denn das ist, was Gott mit seiner Weisung, seinem Recht und seiner Gerechtigkeit selber will und auch von dir will.

Macht euch nicht verrückt angesichts des Klimawandels, aber macht euch sehr wohl scharfsinnig. Verschlaft nicht den Klimawandel, sondern habt auf ihn acht, wie ihr doch auf eure Kinder achtgeben wollt.

Und es gilt genauso für *das eigene kleine Leben* im Kreis derer, mit denen man persönlich zu tun hat – und es gilt für den Umgang mit einem selbst: Mach dich nicht verrückt angesichts dessen, was du schon verschlafen hast an Möglichkeiten in deinem bisherigen Leben, aber habe acht, wie du mit dir selbst und den Menschen um die herum umgehst. Verschlaf nicht dein Leben – und dies selbst dann nicht, wenn deine Lebensspanne immer kleiner wird. Du lebst, du gehst hinein ins nächste Jahr. Es ist ein Jahr für dich!

III. Eine Haltung der Hoffnung

Und darum ist die Haltung, die Gott dir vorschlägt und zu der Gott dich ruft, eine *Haltung der Hoffnung*. Es ist eine *doppelte Hoffnung*. Eine Hoffnung von der Art, dass die *Maßstäbe zwischen gut und böse bestehen bleiben*, ja dass sie aufgerichtet werden. Denn Gottes Gerechtigkeit kehrt nichts unter den Teppich, nicht das Unrecht, das dir in deinem Leben und mehr noch anderen in ihrem Leben zugefügt wurde – und nicht das Unrecht, das du anderen zfügtest, sei es bewusst, sei es eher unbewusst und auch damit faktisch dann doch.

Es gilt angesichts der Bilanz des Lebens, der Bilanz deines Jahres 2019 und der Bilanz des von leider fast allen verschlafenen Klimawandels auch. Man kann angesichts dieser Bilanzen verbittern. Denn die Gesamtbilanz fällt recht mager aus. Das, was da dennoch Hoffnung gibt, ist eben dies: Dass hier nichts vertuscht oder zweideutig gelassen wird. Denn *Gott* ist hier der Richter. Gottes Bilanz ist klar, viel klarer auch als, wenn wir unsere Bilanzen schön reden oder schlecht reden. Und doch: dies ist noch *nur das eine in der doppelten Hoffnung*. Gottes Gerechtigkeit, die nicht zerbrechen wird, ist noch mehr. Und da ist ein Wort für dieses „mehr“, ein in unser Jesajawort genauso wie die Rede von der Gerechtigkeit Gottes zweimal eingestreuter Begriff in Parallelität zu ihr. Ein hebräischer Begriff. Der wird im Deutschen mit einem passenden, aber auch sehr altertümlich erscheinenden Wort wieder widergegeben: dem Wort „*Heil*“.

Das Wort ist ein Bewertungswort: Die Weisung und die Gerechtigkeit und die Rechtmachung Gottes ist eine ganz umfassende Richtigmachung. Sie ist gerade nicht etwas nur Juristisches und auch nicht etwas nur Politisches, sondern sie steht für das Ganze: eine Rettung hin zu einem Zustand von umfassend Gutem, dem was die Breite menschlichen Bedürfnis und Wünschens von wirklich Gutem einschließt und sie eigentlich noch übertrifft. Es ist das, was an unserer Hoffnung auf Besserung das Grundlegendste und das Umfassendste ist. Jenes klassische Wort dafür „*Heil*“ ist eben nicht so etwas wie das Petri Heil bei Fischern und das vollkommene Gegenteil zu Heil Hitler. Es ist nicht die simple Phantasie, für sich

einen großen Fang zu machen, und erst Recht nicht die Verblendung, einem solchen nachzulaufen, der Recht und Gerechtigkeit verachtet und sein ganzes Volk ins Verderben führt. Sondern im Prophetenwort ist es ja Gott, der sagt „*Mein Heil tritt hervor*“ und „*mein Heil bleibt ewiglich*“. Es ist die Hoffnung auf die Art und Weise, in der Gott, der selbst das Ganze und Grundlegendste des Guten ist, das Ende von Furcht und Not und Leid ist. Und eben nicht einfach für mich und auf Kosten der anderen – sondern für mich genauso wie für die anderen. Und es ist *dies*, woraufhin wir letztlich uns mit unserem Hoffen auf das Jahr 2020, mit unserer Ausrichtung in die Zukunft ausrichten können und sollen.

Nun mag man sagen, das sei ja alles ziemlich abstrakt. 2020 wird ja auch nicht wesentlich besser werden als die Jahre davor. Es sei mehr wie ein bloßer Gottesgedanke – oder mehr wie ein schöner Traum. Dann wäre es aber bei weitem unterschätzt. Denn *diese Vorstellung von Gottes Heil hat ihre Konsequenzen*, wenn man sie auf sich wirken lässt, sie zieht Kräfte nach sich. Denn wegen diesem Heil und durch dieses göttliche Heil *macht Bestimmtes dann in ganz eigener Art Sinn*: nämlich *das Festhalten an Recht und Gerechtigkeit für 2020* – und darum trotz aller Ängste und Unsicherheiten nicht zu katastrophieren und panisch zu werden und trotz aller Sehnsüchte realistisch Schritt für Schritt die Aufgaben anzupacken.

Und wem das zu *ethisch* erscheint, sei erinnert an unser Feiern der Geburt des Heilands vor so wenigen Tagen. Die Weihnachtszeit ist zudem noch nicht zu Ende, auch wenn die Weihnachtsplätzchen in den Geschäften weggeräumt sind oder verramscht worden, um den Böllern Platz zu machen. Denn dieser eine Mensch, den wir *Heiland* nennen, war seinerseits *nicht zweideutig*, sondern gab allein Gott die Ehre, so wie es auch die *Geschichten* von ihm und über ihn tun, die uns ins Herz gegangen sind. Mit ihm, in seiner Nachfolge, gehen wir ins neue Jahr – voller Mut, nicht weil wir uns selbst als mächtiger phantasieren als wir sind, aber weil Gottes Heil auch Befreiung darin ist, unsere Kräfte für das Richtige und Wichtige einzusetzen.

Das möge Gott uns im Jahr 2020 geben.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Jesus im Rahmen der Antike: Mt 2,1-12

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Prof. Dr. Wolfgang Holzgreve

05. Januar 2020, 2. Sonntag nach Christfest

1 Als Jesus geboren war in Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem und sprachen: 2 Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen, ihn anzubeten.

3 Als das der König Herodes hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem, 4 und er ließ zusammenkommen alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo der Christus geboren werden sollte. 5 Und sie sagten ihm: In Bethlehem in Judäa; denn so steht geschrieben durch den Propheten (Micha 5,1): 6 »Und du, Bethlehem im jüdischen Lande, bist keineswegs die kleinste unter den Städten in Juda; denn aus dir wird kommen der Fürst, der mein Volk Israel weiden soll.«

7 Da rief Herodes die Weisen heimlich zu sich und erkundete genau von ihnen, wann der Stern erschienen wäre, 8 und schickte sie nach Bethlehem und sprach: Zieht hin und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr's findet, so sagt mir's wieder, dass auch ich komme und es anbetet. 9 Als sie nun den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war. 10 Als sie den Stern sahen, wurden sie hochofrenet 11 und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.

12 Und Gott befahl ihnen im Traum, nicht wieder zu Herodes zurückzukehren; und sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land.

Liebe Gemeinde,

"Grenzen überschreiten und verstehen", dieser Titel der akademischen Predigtreihe im Wintersemester 2019/20 ist den meisten von Ihnen inzwischen vertraut. Als Überschrift für den ersten Gottesdienst im Neuen Jahr, heute, hat Eberhard Hauschildt dazu vorgeschlagen: "Jesus im Rahmen der Antike."

Die Autoren des Neuen Testaments, die Apostel und Evangelisten waren sich darin einig: Dieser Jesus hat Grenzen überschritten, ja viel mehr: Er ist völlig aus dem Rahmen der Antike gefallen, und die Schriften des Neuen Testaments, so können wir heute sagen, galten alle dem Versuch, seine Grenzüberschreitungen zu verstehen und ihren Gemeinden verständlich zu machen.

Die Ergebnisse dieser Deutungen waren sehr verschieden, wie Sie wissen, ob Paulus, Markus, Lukas, Jakobus oder Johannes – und ebenso könnte man natürlich auch die apokryphen Schriften und ihre Verfasser mit einbeziehen, den Verfasser

des Thomas-Evangeliums etwa; sie alle reden über dasselbe Geschehen und denselben Menschen – unterschiedlich.

Matthäus, der den Bericht von den Weisen aus dem Morgenland schrieb, ist nicht nur der erste Evangelist in der Ordnung des NT, er kann unter der Überschrift der Predigtreihe „Grenzen überschreiten und verstehen“ als der schlechthin brillante Protokollant und Deuter der **Grenzüberschreitungen** Jesu gelten. Davon wird später die Rede sein.

Zunächst aber ist der Frage nachzudenken: Was war der **Rahmen** der Antike, aus dem Jesus so offenkundig herausgefallen ist?

Dazu wollte Wolfgang Holzgreve Gedanken aus seiner Kenntnis der antiken Welt beisteuern. Die physischen Gründe seiner Verhinderung habe ich Ihnen am Anfang angedeutet, auch dass diese meine Predigt sich gleichwohl einem geistigen Dialog mit ihm verdankt.

Was kann man über die antike Welt um Christi Geburt sagen? Ich zitiere aus der Monographie „Die Welt zur Zeit Jesu“ von Werner Dahlheim:

"Es gibt nicht viele Perioden in der Geschichte, die mehr pulsierendes Leben, mehr religiöse Erschütterungen, mehr Hoffnung und Verzweiflung gekannt haben als die Zeit um 100 v. Chr. bis um 100 n. Chr. Diese beiden Jahrhunderte überragen die anderen der Antike, enthalten sie doch am meisten von dem, was ihnen vorausging, wie von dem, was ihnen folgte. Damals brachen die hellenistischen Reiche zusammen und römische Armeen überfielen die Länder vom Atlantik bis zum Euphrat, von der Sahara bis zur Donau. Städtische Kultur und Lebensart breiteten sich aus und die wissenschaftliche Erforschung der Welt erreichte ihren vorläufigen Höhepunkt. Die römische Republik versank in Bürgerkriegen und räumte der Monarchie das Feld. Diese bewahrte das Imperium vor dem Abgrund und versprach seinen Bewohnern den Frieden. Als sie Wort hielt, stimmten die alten Eliten und die Untertanen ihrer Herrschaft zu und träumten von einem Reich ohne Ende in Raum und Zeit."⁸

In diesem riesigen Römischen Reich mit seinen vielfältigen Kulturen fiel Jesus von Nazareth nicht auf. Die wenigen Erwähnungen seines Schicksals und der frühen christlichen Gemeinden werden von Historikern heute meist nur herangezogen, um nachzuweisen, dass es Jesus und seine Jünger überhaupt gegeben hat. Diese wenigen Notizen belegen eher die Bedeutungslosigkeit in den Augen der Zeitgenossen, als seine Bedeutung.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus und der jüdische Historiker Josephus, aber auch der Politiker Plinius der Jüngere nahmen von Jesus und den Gemeinschaften, die sich Christen nannten, nur sehr beiläufig Notiz. Grenzüberschreitungen durch den Nazarener oder durch seine Anhänger sind

⁸ Werner Dahlheim, Die Welt zur Zeit Jesu, München 2013, S. 17

allenfalls als Störung der römischen Ordnung in der fernen Provinz Syrien registriert worden oder später dann im Rom des Kaisers Nero um das Jahr 60 n. Chr., wo die Christen als angebliche Brandstifter verfolgt wurden, oder noch vier Jahrzehnte später am anderen Ende des römischen Reiches unter der Regentschaft des Kaisers Trajan um 110 n. Chr. in Bithynien am Schwarzen Meer. Mehr Erwähnung wäre auch erstaunlich gewesen, denn die von der griechischen Mythologie und Kunst, Philosophie und Wissenschaft und von der römischen Rechtsordnung und der empirischen Wissenschaft Roms geprägte Welt war gegen Überschreitungen der von ihnen gesetzten Grenzen machtpolitisch und auch geistig ziemlich widerstandsfähig – jedenfalls im 1. Jahrhundert nach Christus – und man muss schon hier sagen: Das war nicht nur damals so, das ist heute nicht anders, dass der Mainstream in Politik und Geisteswelt gegen die Gedanken des Jesus von Nazareth ziemlich widerstandsfähig ist. (wdr!! gestern!)

Das Motiv des göttlichen Kindes, das aller Welt Frieden bringt, findet sich allerdings auch schon vor den neutestamentlichen Erzählungen über die Geburt Jesu bei Matthäus und Lukas, findet sich in der antiken Geisteswelt in einem Gedicht Vergils, in der Krisenzeit am Ende der römischen Republik verfasst, also um 40 v. Chr. Und dieses Motiv, das göttliche Kind, das Frieden bringt, liegt auch damals, 40 vor Christus nicht so fern in einer Welt, in der mit Gewalt die Ordnung offenbar nicht aufrechterhalten werden konnte. Der Mord an Gaius Julius Cäsar lag nur wenige Jahre zurück. Es könnte sein, dass Vergil sein Gedicht im Blick auf den jungen Octavian, den späteren Kaiser Augustus geschrieben hat, in der Hoffnung auf ein Friedensreich.

Schauen wir nun aber auf die andere Seite, sozusagen von innen heraus, aus der Perspektive der christlichen Gemeinden oder aus dem Blickwinkel der Jesusbewegung so werden die Grenzüberschreitungen des Jesus von Nazareth, die letztlich auch zu seinem Tod führten, aber weit über seine Kreuzigung hinauswirkten, deutlich erkennbar. Diese Grenzüberschreitungen waren es ja recht eigentlich, die die Gemeinschaftsbildung der Christen, die geistigen und sozialen Verbindungen hervorriefen.

In drei Punkten kann man diese Grenzüberschreitungen, die die Welt bewegten und bis heute bewegen, zusammenfassen, wenn man Matthäus als Protokollant und Deuter des Lebens Jesu und seines Werkes folgt:

I. Über die Grenzen des Volkes Israel hinaus.

Jesus war Sohn jüdischer Eltern und hatte bei Lehrern seines Volkes gelernt, man kann auch sagen: studiert. Matthäus protokolliert diese Verwurzelung im Volk Israel gleich am Anfang seines Evangeliums durch die Darstellung des Stammbaums Jesu, den er auf David und über David hinaus bis auf den Stammvater Abraham zurückführt. Die Erzählung von den Weisen gleich im folgenden zweiten Kapitel des Matthäus-Evangeliums führt dagegen in die weite

Welt: Die Geburt Jesu und damit die Person des Nazareners wird im Osten des Reiches wahrgenommen und in ihrer Bedeutung erkannt. Die drei Wissenschaftler aus dem persischen Kulturkreis begeben sich auf eine Forschungsreise in den Westen, so als ob sich heute eine Polarexpedition von Kiel auf den Weg zum Nordpol machen würde.

Diese Tendenz zur Überschreitung der Grenzen des eigenen Volkes zeigt sich in weiteren Berichten im Evangelium des Matthäus, ich nenne nur die Frau aus dem Nachbarland, aus Syrophönizien, deren Tochter Jesus heilt, obwohl er die Frau zunächst abweist, mit der Begründung, dass sie nicht zu Israel gehöre, dann aber doch auf die dringenden Bitten der Frau und Mutter hin heilt – und ich denke an den Taufbefehl am Ende des Evangeliums: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker (Mt. 28, 16-20).

Hinzukommt eine provozierende *moralische* Universalität in der Lehre des Jesus von Nazareth. Matthäus notiert in der Bergpredigt als Wort Jesu: Gott lässt seine Sonne scheinen über Gute und Böse und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte (Mt. 5,44f.). An dieser Grenze zwischen seinem Volk und der Welt, zwischen Israel und den Völkern, kommt es für Matthäus und seine Gemeinde immer wieder zu Auseinandersetzungen: Die junge Christenheit ist unsicher, wie sie ihr Verhältnis zur jüdischen Synagogengemeinde bestimmen soll: Sie gehörten ihr doch alle einmal an, sollen sie sich von ihrer religiösen Heimat lösen?

In diesem Orientierungskonflikt greift Matthäus bei seinen Grenzziehungen zu scharfen Tönen, die bis heute leider immer noch problematische Folgen haben. Im Gleichnis von den bösen Weingärtnern etwa werden die jüdischen Autoritäten ganz deutlich für den Tod Jesu verantwortlich gemacht, aber auch im Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen spricht sich der Vorwurf aus, dass Israel Jesus als den Heilsbringer nicht erwartet geschweige denn anerkannt habe.

Matthäus trennt sich mit seinen Gemeinden radikal von der Synagoge, und verurteilt die, deren Führungselite Jesus getötet hat.

Eine zweite Grenzüberschreitung, die wichtigste, protokolliert Matthäus ausführlich und in vielen Formen in seinem Evangelium: Bei den Weisen aus dem Osten deutet sie sich an:

II. Es ist die Kritik der Macht in der Gestalt von Gewalt:

Die üblichen Vorstellungen von weltlicher Macht werden in Frage gestellt, sie werden **überboten** durch die Zuwendung zu einem Kind, in einem Stall geboren, das zum Königskind erklärt wird und das eines Tages Herrscher der Welt sein wird. Und wenig später findet sich weitere Kritik der Gewalt: In der Geschichte von der Versuchung Jesu, in der der Drang zur Weltherrschaft entschieden abgewiesen wird, und erst recht in den Seligpreisungen der Bergpredigt, in denen den Sanftmütigen verheißen wird, sie würden das Erdreich besitzen, und den Barmherzigen, sie würden Barmherzigkeit empfangen, und es würden also nicht

die Unbarmherzigen und Gewalttätigen das Reich Gottes auf dieser Erde verbreiten können.

Und auch dies protokolliert Matthäus: Wachstum des Reiches Gottes geschieht wie das Wachstum der Natur nicht durch die Macht römischer Legionen, und die Identifizierung mit den Bedürftigen findet sich in der großen Rede vom Weltgericht: Was ihr einem von diesen Geringsten und Belasteten getan habt, das habt ihr mir getan. Erst recht das Gleichnis vom gütigen Weinbergsbesitzer, der allen seinen Arbeitern so viel gibt, dass sie davon leben können, gleichgültig wie viel sie gearbeitet haben, überschreitet die Grenzen menschlicher Machtvorstellungen.

Schimmert da nicht schon der Gedanke eines Grundeinkommens für alle durch die Geschichte hindurch? Alle sollen das Notwendige zum Leben haben! Aber lassen Sie uns, bevor wir in die Gegenwart schauen, eine dritte Grenzüberschreitung Jesu bedenken:

III. Scharf und grundsätzlich wendet er sich gegen alle Tradition, die Leben begrenzt, nicht nur gegen die Tradition seines Volkes wendet er sich, sondern gegen alle Verfestigung, ja Versteinerung von Tradition überhaupt.

Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist (Mt.5), Du sollst nicht töten, Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst keinen falschen Eid schwören, Liebet Euren Nächsten ... ich aber sage Euch ...

Die Überbietung der Gebote findet ihren Höhepunkt in der Steigerung der Nächstenliebe zur Feindesliebe, eine unerhörte Überforderung des allgemeinen Bewusstseins, und doch: nicht abgewiesen aus unserer Kultur, nicht vergessen.

Liebe Gemeinde,

die Grenzüberschreitungen des Jesus von Nazareth haben zu seiner Hinrichtung geführt,

die bewusste Überschreitung der Ordnung seiner religiösen Volksgemeinschaft führte zur Verfolgung durch deren Führung ...

die Einsprüche gegen die gewaltbasierte Ordnung des römischen Reiches musste zu argwöhnischer Beobachtung durch die Besatzungsmacht in der Provinz Syrien führen und

die Kritik an der Tradition konnte nur auf Abwehr beider Führungseliten stoßen, der römischen wie der jüdischen.

Damit ist Jesus auch physisch aus dem Rahmen der Antike gefallen, ausgeschlossen worden.

Nebenbei gesagt: Auch das göttliche Kind Vergils hat in der Kultur des römischen Reiches keine spürbaren Spuren hinterlassen, wohl aber ist es im Gedächtnis der abendländischen Kultur nicht vergessen.

Wie konnte es dann aber dazu kommen, dass sich auf einem derart angreifbaren und angegriffenen geistigen Konstrukt eine Weltbewegung entwickelte? Die Antwort ist sachlich nicht schwer zu begreifen, aber in der gesellschaftlichen Praxis nach menschlichem Ermessen kaum durchzuhalten. Denn: Alle drei Grenzüberschreitungen Jesu eröffnen Freiräume,

gegenüber dem Gesetz des Volkes Israel zur Verbreitung der Botschaft vom barmherzigen Gott in alle Welt,

zur differenzierten Entwicklung von Lebensverhältnissen durch sorgsame Berücksichtigung von Individualität,

zur steten Überprüfung der geltenden Traditionen und Gewohnheiten.

Diese drei Grenzüberschreitungen Jesu sind zu dauerhaften Herausforderungen geworden, für die Welt, die ihn nicht anerkennt, ohnehin, aber auch für seine Jünger: Weltweite Wirksamkeit, heute würde man sagen: globale Verantwortung, Gewaltkritik und Traditionskritik beschäftigen alle, die sich mit der Botschaft Jesu und mit den Problemen einer modernen Gesellschaft auseinandersetzen. Im Rahmen der Spätantike ist Jesus zu einem Fixpunkt der Auseinandersetzung um die Gestaltung der Gesellschaft geworden, allerdings anders als es in seinen Worten anklang; mit Kaiser Konstantin hat sich das Christentum reichspolitisch durchgesetzt, die Herausforderungen durch die Grenzüberschreitungen Jesu indessen blieben und werden bleiben, denn Menschen verteidigen ihren gewohnten, begrenzten Lebenskreis, den Jesus überschritt (das schaffen wir), und ihre Traditionen, die Jesus in Zweifel zog, und das immer wieder auch mit aller Gewalt – und Jesus hat mit seiner Botschaft diese Verteidigung in Frage gestellt.

Dagegen hoffen wir auf dem Weg auch in dieses Neue Jahr, dass uns Gottes Geist durch sein Wort Kraft gebe, die Grenzen, mit denen wir unser Leben verteidigen, zu erkennen, zu verstehen und zu überschreiten, wo es dem Leben dient.

Amen.

Zwischen Landnahme und „portativem Vaterland“: Jos 3,5-11.17⁹

Wiss. MA. Daniel Rossa; Wiss. MA. Michael Steier¹⁰

12. Januar 2020, 1. Sonntag nach Epiphania

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

den heutigen Predigttext kann man durchaus als Bibeltext mit geographischem Interesse verstehen. In ihm geht es – zumindest vordergründig – um die Überquerung einer natürlichen, geographischen Grenze: Um die Überquerung des Flusses Jordan. Diese Grenzüberschreitung leitet die sog. Landnahme ein: Die Erzählung von der Einnahme des durch Gott verheißenen Landes Kanaan durch die Stämme Israels. Hören wir also auf den Beginn dieser Erzählung in Josua 3.¹¹ Wir haben uns erlaubt, ein wenig von den vorgegebenen Versen des Predigttextes abzuweichen; wir hören nun die Verse 9-17 *en bloc*:

9 Und Josua sprach zu den Israeliten: Herzu! Hört die Worte des HERRN, eures Gottes!

10 Daran sollt ihr merken, dass ein lebendiger Gott unter euch ist und dass er vor euch vertreiben wird die Kanaaniter, Hetiter, Hiwiter, Perisiter, Girgaschiter, Amoriter und Jebusiter: 11 Siehe, die Lade des Bundes des Herrn der ganzen Erde wird vor euch hergehen in den Jordan. 12 So nehmt nun zwölf Männer aus den Stämmen Israels, aus jedem Stamm einen. 13 Wenn dann die Fußsohlen der Priester, die die Lade des HERRN, des Herrn der ganzen Erde, tragen, in dem Wasser des Jordans stillstehen, so wird das Wasser des Jordans, das von oben herabfließt, nicht weiterlaufen, sondern stehen bleiben wie ein einziger Wall. 14 Als nun das Volk aus seinen Zelten auszog, um durch den Jordan zu gehen, und die Priester die Bundeslade vor dem Volk hertrugen, 15 und als

⁹ Die Predigt ist ein Gemeinschaftsprodukt, das im vom dialogischen Gedankenaustausch eröffneten Sprach- und Textraum entstanden ist. Deshalb geschah die Aufteilung der Redeanteile der beiden Dialogpartner eher in künstlicher Stilisierung im Sinne der Möglichkeit der *performance* als Dialogpredigt. Abgesehen von dem fachspezifischen Hintergrundwissen, das die beiden Verfasser jeweils in ihre gemeinsame Denkarbeit einbrachten, sind die Grundgedanken der Predigt zusammen erarbeitet und werden von beiden Verfassern geteilt. Wir danken der Gruppe Crossroad des CVJM Bonn für das gemeinsame Brainstorming am 05.12.2019 im Vorfeld der Predigtvorbereitungen.

¹⁰ Michael Steier arbeitet am Geographischen Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

¹¹ Weiterführend zum exegetischen Verständnis der Landnahme vgl. exemplarisch *Martin Rösel*: Exodus und Landnahme Israels, in: Ders./Klaus-Michael Bull, *Bibelkunde zum Alten und Neuen Testament*, auf: Deutsche Bibelgesellschaft, *Bibelkunde*, <<https://www.bibelwissenschaft.de/bibelkunde/themenkapitel-at/exodus-und-landnahme-israels/>>, (30.01.2020).

die Träger der Lade an den Jordan kamen und die FüÙe der Priester, die die Lade trugen, ins Wasser tauchten – der Jordan aber war die ganze Zeit der Ernte über alle seine Ufer getreten –, 16 da stand das Wasser, das von oben herniederkam, aufgerichtet wie ein einziger Wall, sehr fern, bei der Stadt Adam, die zur Seite von Zaretan liegt; aber das Wasser, das zum Meer der Araba hinunterlief, zum Salzmeer, das nahm ab und floss ganz weg. So ging das Volk hindurch gegenüber von Jericho. 17 Und die Priester, die die Lade des Bundes des HERRN trugen, standen still im Trockenen mitten im Jordan. Und ganz Israel ging auf trockenem Boden hindurch, bis das ganze Volk über den Jordan gekommen war.

Man bemerkt bereits an dieser kurzen Erzählpassage, liebe Gemeinde, dass Josua nur so vor geographischen Verortungen strotzt: Da sind die Namen fremder Volksstämme, die Gott für Israel von ihrem Stammesgebiet vertreiben soll, der Fluss Jordan selbst und die geographische Verortung seiner hier vollzogenen ‚Teilung‘. So geht es weiter mit den Lokalisierungen, das ganze Buch Josua hindurch: Es selbst bildet gewissermaßen eine *Art narrative Landkarte* von Israel und Juda. – Das ist auffällig, insbesondere weil Josua zum sog. ‚Deuteronomistischen Geschichtswerk‘ gehört. Hierbei handelt es sich um eine biblische GroÙerzählung, die neben dem Deuteronomium all jene Bücher umfasst, in deren Erzählungen Israel ein Herrschaftsterritorium besitzt: Josua, Richter, Samuel und Könige. Dabei ist genau diese GroÙerzählung frühestens im Babylonischen Exil zusammengeschrieben worden – in einer Zeit also, in der Israel überhaupt kein eigenes Staatsgebiet mehr hatte.¹² Die Landnahme in Josua ist vor diesem Hintergrund der Staaten- und Heimatlosigkeit zu verstehen: Josua stellt keinen historischen Report eines erfolgreichen Invasionskriegs dar, sondern eine sagenhafte Erzählung, in der sich der Wunsch nach eigenem Lebensraum ausspricht.¹³ Das weiß bereits die Heilige Schrift selbst, sogar das

¹² Zum Deuteronomistischen Geschichtswerk vgl. weiterführend exemplarisch *Simone Paganini*: Art. Deuteronomistisches Geschichtswerk (DtrG), in: WiBiLex. Das wissenschaftliche Bibellexikon im Internet, <[https:// www.bibelwissenschaft.de/stichwort/10678/](https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/10678/)>, 2005 (30.01.2020).

¹³ Vor diesem religionsgeschichtlichen Hintergrund erscheint eine Instrumentalisierung von Jos oder DtrG als Legitimationslegende zur Ableitung religiös motivierter territorialer Gebietsansprüche theologisch fragwürdig. Sie wäre nur zu dem Preis zu haben, den Endtext des biblischen Kanons (pseudo-)literal zu verstehen und dabei das religionsgeschichtlich und historisch-kritisch gut nachvollziehbar darstellbare Kompositions- und Redaktionswerk einer geistreichen Fiktion als ‚Tatsachenbericht‘ misszuverstehen, wo deren Verdienst doch gerade darin besteht, dass sie in sprachlicher Verdichtung den kontrafaktischen Wunsch nach eigenem Lebensraum ausspricht. Durch ein solches Missverständnis beraubt eine solche Interpretation den Bibeltext gerade seiner entscheidenden Pointe und Wirkmacht. Eine Distanzierung von der Vereinnahmung von Jos oder DtrG zur Legitimation religiöser Territorialansprüche bedeutet jedoch keinesfalls, dieser Schriftengruppe ihren Charakter des

Deuteronomistische Geschichtswerk: Bevor das Buch der Richter mit der Dichtung des Erzählepos fortfährt, fällt es nämlich Josuas Erzählung von der Landnahme korrigierend und kommentierend ins Wort: Die ersten Kapitel von Richter gelten als das sog. negative Besitzverzeichnis.¹⁴ Dieses zählt ausschließlich Ortschaften und Gebiete im Lande Kanaan auf, die die Israeliten nicht einnehmen konnten. Ich wollte diese Aufzählung als Schriftlesung nehmen; aber dafür war sie zu lang. Von einem israelitischen Territorium bleibt also auch im deuteronomistischen Großepos nicht viel übrig.

Michael, ich frage mich, ob das die Überlegungen sind, die einen Geographen ebenfalls beschäftigen, wenn er einen Blick in die Bibel wirft?

Ja und Nein. Nein, weil mir das Wissen aus deinem Theologiestudium fehlt, um beispielsweise diesen Predigttext in den Kontext des Deuteronomistischen Geschichtswerks einzuordnen. Ja, weil mir im Lesungs-Potpourri¹⁵ und im Predigttext ebenfalls geographische Begriffe aufgefallen sind: Allerdings weniger die Stammes- oder Ortsnamen, als vielmehr Begriffe wie ‚Erde‘, ‚Welt‘ und ‚Reich‘.

Nicht für alle, aber für die meisten Geographen ist Raum der genuine Forschungsgegenstand der Geographie. Ich bin der Ansicht, dass Raum und Zeit existenzielle Kategorien¹⁶ unseres Lebens sind. Unser ganzes Leben findet in Raum und Zeit statt, ist durch Räume und Zeiten strukturiert. Wir feiern ja z.B. gerade Gottesdienst. Woran denken wohl die meisten Leute als erstes bei dem Wort Gottesdienst: Vermutlich an die Kirche, also das Kirchengebäude, den Kirchenraum – den Ort, an dem das Ganze stattfindet. Und es gibt auch einen relativ festen Zeitraum, an dem in unserer Gesellschaft traditionell Gottesdienst gefeiert wird, nämlich am Sonntagmorgen. Solche räumlichen und zeitlichen Fixpunkte geben unserem Leben und unserem Alltag Orientierung. Wenn das Leben von uns Menschen durch Räume und Zeiten strukturiert wird, erscheint es mir nur konsequent, dass wir in der Bibel, die vom Leben und Erlebtem – vor allem von Gotteserfahrungen – von Menschen berichtet, auf konkrete Ortsangaben

Zeugnisses dafür abzusprechen, dass der Glaubens- und Kulturgemeinschaft Israel in ihrer Geschichte allzu oft gerade – nicht unbedingt territorial zu verstehende, sondern zwischenmenschliche und gesellschaftliche – Entfaltungsräume ihrer Identität und der Identitäten ihrer Angehörigen verweigert wurde oder sie dieser Entfaltungs-, Frei-, Deutungs- und Lebensräume beraubt wurde! Dies beglaubigt und bestätigt gewissermaßen bereits die bloße Existenz von Jos und DtrG: Denn es bedarf nur dort solcher hoffnungsvollen Erzählungen und der Verdichtung von Wunsch und Sehnsucht, wo der status quo sich diesen verschließt.

¹⁴ Vgl. Ri 1,13-2,5.

¹⁵ Vgl. Jer 29,4-7; Mt 22,20b-21; Joh 18,36f.; Lk 17,20f.; Phil 3,20 u. Hebr 13,14.

¹⁶ Hier folgen wir der Terminologie der Geographie. Im theologisch-philosophischen Diskurs wäre von Raum und Zeit entweder mit Kant als Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis zu sprechen oder in der Nachfolge von Heidegger und Bultmann von existenzialen Faktoren bzw. von Existenzialien.

stoßen, an denen das Leben und Erlebte und somit auch die Gotteserfahrungen verortet werden.

Weil Raum neben Zeit eine existenzielle Kategorie unseres Lebens ist, haben viele Konflikte zwischen uns Menschen einen räumlichen Bezug. Einige dieser Raumnutzungskonflikte wurden bereits zu Beginn des Gottesdienstes erwähnt. Im Kleinen geht es häufig um das bessere Büro, das größere WG-Zimmer oder den Liegestuhl am Pool. Im Großen geht es oft um territoriale Gebietsansprüche, die immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen führen. In Josua steht die Landnahme im Zentrum der Erzählung und somit ein Konflikt um Raum – das verheißene Land Kanaan – und um Macht: Wer hat das Recht dort zu leben und wer kann sich militärisch und oder mit göttlicher Hilfe durchsetzen. Die Geographische Konfliktforschung untersucht auf unterschiedlichen Maßstabsebenen Konflikte, bei denen die Verfügung, Gestaltung oder Kontrolle über räumliche Ressourcen und Repräsentationen Auslöser für Auseinandersetzungen sind.

Obwohl oder eher weil die Landnahme historisch wohl nicht so stattgefunden hat, wie in Josua beschrieben, eignet sich die Geographische Konfliktforschung zur Analyse dieses Konflikts. Die Geographische Konfliktforschung basiert nämlich auf einem konstruktivistischen Raumverständnis. Dieses Raumverständnis geht davon aus, dass die Grundlage des Handelns von uns Menschen „immer eine subjektiv wahrgenommene ‚Realität‘ ist, oder exakter: eine subjektive Konstruktion“.¹⁷ In raumbezogenen Konflikten tritt dies besonders deutlich zutage, da bei raumbezogenen Konflikten unterschiedliche Wahrnehmungen und Bewertungen der Ausgangslage meist der Grund für Auseinandersetzungen sind. Folglich stellt sich die Frage, „inwieweit sich bei den konfliktinvolvierten Akteuren verschiedene subjektive Wahrnehmungen der Ausgangslage und darauf aufbauend unterschiedliche akteurspezifische Zielvorstellungen finden lassen“.¹⁸ Bezogen auf das Buch Josua und seine Verfasser wäre es demnach interessant zu analysieren, warum und wie raumbezogene Verheißungen und Erzählungen argumentativ für die Durchsetzung von Interessen – vor allem von Gebietsansprüchen – genutzt wurden und immer noch werden.

Der Redaktionskreis, aus dem das Buch Josua hervorging, bestand doch aus den Israeliten in Babylon? Vielleicht ist es zielführend, sich zu fragen, in welcher Situation sich die Israeliten in Babylon befanden?

Deine geographische Frageperspektive deckt sich erfreulicherweise mit den religionsgeschichtlichen Überlegungen der Exegeten zur Rolle des Exils für die Entstehung des biblischen Schrifttums. Dort geht man davon aus, dass sich in diesen fiktiven Territoriumserzählungen der Wunsch nach Rückkehr in die Heimat

¹⁷ Paul Reuber: Politische Geographie, (UTB 8486) Paderborn 2012, 120.

¹⁸ Paul Reuber: Politische Geographie, (UTB 8486) Paderborn 2012, 120.

zum Ausdruck brachte oder dass eine bestimmte Interessengruppe mit solchen Narrativen strategisch die Hoffnung auf Rückkehr wachhalten wollte. – Doch selbst, wenn man Hoffnung oder Wunsch auf Rückkehr irgendwann begräbt, die Sehnsucht bleibt: Die fortgeführten Israeliten dürften sich, selbst bei guter Fürsorge, in Babylon nie ganz heimisch gefühlt haben: Sprache, Lebensführung, Kultur und Identität waren eben eine ganz andere, als in Jerusalem.¹⁹ Bei aller Anpassung; man kann nicht aus der eigenen Haut heraus. Die Sehnsucht nach den Orten der ‚alten Heimat‘, in der sich große Teile des eigenen Lebens abgespielt haben, bleibt: ²⁰ Frag Geflüchtete, Spätaussiedler, Gastarbeiter, Heimatvertriebene. Sie halten in Erzählungen die ‚alte Heimat‘ am Leben. Wieso sollte es für die Israeliten im Exil anders gewesen sein?

Erzählungen werden dabei zum Zufluchtsort für etwas, was in der Lebenswelt bereits nicht mehr besteht: Vergangene Zeiten oder verlorene Räume. Sie werden in eine Erzählwelt, eine Art Paralleluniversum, hineingerettet, verpflanzt in den Text als Lebensraum. Wenn man unsere exilische Großerzählung so versteht, dann zeichnet Josua als geographisch interessiertes Buch nicht bloß eine Landkarte des Gebiets Israel-Palästina, es wird selbst zur Erzählwelt, gewissermaßen zu einer Art Ersatzland/Landersatz.

Dieser Gedanke findet sich bereits in Heinrich Heines Rede davon, dass das Judentum die Heilige Schrift – wie er schrieb – „aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet [hat], und [...] im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herum- schleppte[...]“.²¹ – Die Heilige Schrift als ‚portatives Vaterland‘: Portable, tragbare Heimat, wo auch immer die Umstände das Volk der Schrift hin verschlagen. Gleich wo sie ihre Zelte aufschlugen; die Heilige Schrift schlugen sie mit ihnen zugleich auf – und finden sich mitten in der Fremde augenblicklich doch auch in der Heimat wieder: Inmitten der Texte, Namen und Traditionen, mit denen man großgeworden ist, die einen geprägt haben und die die eigene Identität ausmachen.

Portable Heimat: Ein bisschen, wie ein Weihnachtspäckchen, das man geschickt bekommt und dessen Inhalt meist über seine sinnlichen Eindrücke – Düfte,

¹⁹ Vgl. hierzu exemplarisch Thomas Wagner: Art. Exil/Exilszeit, in: WiBiLex. Das wissenschaftliche Bibellexikon im Internet, <<https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/18001/>>, 2007 (30.01.2020).

²⁰ Zum Verhältnis von menschlicher Erinnerung und ihrem jeweiligen Ortsbezug vgl. weiterführend Aleida Assmann: Orte, in: Dies., Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2018, 298-339.

²¹ Heinrich Heine: Geständnisse. Geschrieben im Winter 1854, in: Ders., Sämtliche Schriften, 6 Bde., Bd. 6/I, hg. v. Klaus Briegleb, München 2005, 441-501, hier: 483. Heine bezieht sich hier, das zeigt der Hinweis auf den zweiten Tempel, mit seiner Rede vom Exil nicht auf das Babylonische Exil, sondern auf das unstete Leben der jüdischen Gläubigen in der Diaspora. Heine selbst schwebte, wie sein Verweis auf das Mittelalter in den direkt an die zitierte Stelle anschließenden Worten zeigt, wohl insbesondere die jüdische Existenz unter den Bedingungen der christlichen Mehrheitsgesellschaften Europas vor.

Geschmack – oder aber eben mit ein paar handgeschriebenen Zeilen über räumliche und zeitliche Distanz hinweg Erinnerungen wachruft: An andere biographische Zeiten und Orte. Ein Päckchen, das irgendwie denjenigen, der es schickt, nicht nur ‚in Erinnerung ruft‘, sondern auf wundersame Weise vergegenwärtigt.²² Schrift hat dabei den Vorteil, einer längeren ‚Halbwertszeit‘ als Weihnachtsplätzchen, Marmeladen oder sonstige Sinnesfreuden, die – wenn nicht ohnehin schon längst ‚aufgemampft‘! – irgendwann vertrocknen oder schimmeln. Diese Beständigkeit der Schrift gegenüber räumlicher und zeitlicher Umstände, Veränderungen und Umbrüche machte sie für das Volk der Schrift womöglich zur *Heiligen* Schrift, die nicht nur die Erinnerung an verlorene Orte und vergangene Zeiten bewahrt, sondern auch als Medium und Vehikel der Gegenwart Gottes dient.

Mir gefällt Deine Leseanleitung. Die Bibel als tragbare Heimat, als Kästchen mit den Schätzen, die bei jedem Umzug mitgenommen wird, weil sie Halt gibt und daran erinnert, wo man herkommt, wer man ist. Auch in unserem Text gibt es ein solches Kästchen: Die Bundeslade. Übrigens ein Kapitel später als „Lade des Zeugnisses“ (Jos 4,15) bezeichnet – also quasi: ein Erinnerungskästchen.²³ Darin: Nicht steinharte Printen, sondern die Steintafeln mit den Zehn Geboten – die Heilige Schrift in Instantform, als Miniaturvariante. Damit stünde die Bundeslade symbolisch für die Heilige Schrift und ihre Funktionen einerseits als portables Vaterland, andererseits als tragbarer ‚Ort‘ der Gegenwart Gottes. Und zusätzlich zu diesen beiden Funktionen kommt der Bundeslade – aber auch der Bibel – eine dritte Funktion zu: Sie trägt nicht nur die Vergangenheit in sich und ist Ort der Gottesgegenwart. Sie dient auch der Orientierung. Im Predigttext zieht die Bundeslade dem Volk voran, um den Weg in die verheißungsvolle Zukunft zu weisen. So wird etwa kurz vor unserem Predigttext das Vorantragen der Lade mit dem Satz begründet: „so werdet ihr wissen, auf welchem Wege ihr gehen sollt; denn ihr seid den Weg bisher noch nicht gegangen“ (Jos 3,4b).

Diese Orientierungsfunktion haben die Israeliten gerade in der Situation der Überschreitung des Jordans nötig: Praktisch-theologisch würde man sagen, sie

²² Inspiriert zu diesem Sinnbild des (Weihnachts-)Päckchens zur Verbindung der Gedanken der Heiligen Schrift als portabler Heimat und der Bundeslade als päckchenähnlichem Kasten wurden wir durch Sven Preger: 29.12.1919 – Post führt Päckchen ein, in: WDR 5, ZeitZeichen, <https://wdrmedien-a.akamaihd.net/medp/podcast/weltweit/fsk0/206/2068711/wdrzeitzeichen_2019-12-21_reichspostfuehrtdaspaeckcheneinam21121919_wdr5.mp3>, 21.12.2019 (29.01.2020).

²³ Zum kulturell genutzten Sprachbild des Kästchens als Erinnerungsstütze vgl. weiterführend Aleida Assmann: Gedächtniskisten, in: Dies., Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2018, 114-129.

befinden sich da in einer Situation ‚auf der Schwelle‘: ²⁴ Die Zeit der Wüstenwanderung ist vorbei; das Leben im verheißenen Land wird ein anderes sein. Deshalb steht hier in der Erzählung auch plötzlich alles still: Die Lade, der Jordan. ²⁵ Wie in einer Umbruchssituation unseres Leben: Für diesen Moment nehmen wir das Leben nicht mehr ‚im Fluss‘, als ‚Fluss des Lebens‘ wahr, sondern als ein zerstückeltes Nacheinander. ²⁶ Da geht etwas Altbekanntes, die ‚alte Heimat‘, zu Ende und etwas Neues beginnt: Ein neuer Lebensabschnitt, eine neue Beziehung, eine neue gesellschaftliche Rolle – kurz: ‚Neuland‘. ‚Wer weiß, was mich da erwartet? Welche Lebensbedingungen und Raumkonflikte?‘ Alle die möglichen Ansprüche, Forderungen oder Konfliktsituationen werden – gleich an welchen Ort es mich verschlägt – durch die Heilige Schrift relativiert: In dem Moment, wo ich sie aufschlage, steht immer schon eine andere Wirklichkeit mit im Raum: Wer die Bibel aufschlägt, für den gibt es neben der Lebenswirklichkeit noch eine zweite Wirklichkeit, die kann man Textwelt nennen – oder *Heilsgeschichte*. Sie verdoppelt nicht die Realität, wohl aber erweitert sie den Deutungs- und Handlungsspielraum in meinem Leben. Denn ich kann auf mein Leben nun auch im Lichte ihrer Erzählungen blicken: So wie wir heute Morgen hier im Gottesdienst (oder Sie gerade, werte_r Leser_in!) oder künftig vielleicht durch die Erzählung von der Jordanüberquerung auf Umbruchssituationen in unserem Leben blicken – und darin zugleich einen Hinweis darauf erhalten, was lohnen könnte, mit auf dem Weg dabei zu haben.

Im Falle der Heiligen Schrift etwas, das jeden Ort der Welt potentiell ein Stück näher an das rückt, was die Bibel ‚Reich Gottes‘ nennt: Nicht irgendein territorialer, militant verteidigter Gottesstaat, auch kein Kirchenstaat, wie der Vatikan, sondern Orte, an denen Raum dafür eröffnet wird, dass sich Menschen so begegnen, dass man darin zugleich Gottes Gegenwart ahnt. Solche Gottesorte, Gottesräume, punktuelle Oasen sind nicht an bestimmten Orten ein für alle Mal festzumachen; sie sind keine geographischen oder territorialen Räume – „[m]ein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36). Wohl aber sind sie – ganz im Sinne des von Dir, Michael, vorgestellten konstruktivistischen Raumkonzeptes – zu gestaltende, soziale Interaktionsräume: Vielleicht sollte man für solchen Raum, wo Gott so ‚in der Luft‘ zu liegen scheint, als wäre er ‚zum Greifen nah‘, weniger von

²⁴ Für diesen praktisch-theologischen Bezugspunkt vgl. weiterführend Henning Luther: Schwellen und Passage. Alltägliche Transzendenz, in: Ders., Religion und Alltag. Bausteine einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart 1992, 212-223.

²⁵ Vgl. Matthias Ederer; Das Buch Josua, (Neuer Stuttgarter Kommentar. Altes Testament 5/1) Stuttgart, 2017, 103f.110-114.

²⁶ Dieses Gefühl des zerstückelten Lebens in den Schwellensituationen des Lebens beschreibt in sonst kaum erreichter Pointiertheit H. Luthers Rede vom ‚Leben als Fragment‘.

Weiterführend dazu vgl. Henning Luther: Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen, in: Ders., Religion und Alltag. Bausteine einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart 1992, 160-182.

Reich und mehr von Atmosphäre sprechen: Vom gestaltbaren Geist eines Hauses, einer Gemeinde, einer Familie, einer Freizeit, der der Geist Jesu Christi ist und der die Macht hat, uns zu verwandeln, wo wir in seiner Gegenwart leben.²⁷ Die Stämme Israels führten die Bundeslade als Erinnerungskästchen und tragbare Heimstatt der Gegenwart Gottes – als seinen ‚Camping-Tempel‘²⁸ gewissermaßen – mit sich auf ihrem Weg. Die Bundeslade zu finden, ist bislang nur Indianer Jones in einem anderen fiktiven Erzählepos gelungen. Aber auf dem Weg unseres Lebens tut es die Heilige Schrift voll und ganz: Wer sie aufschlägt, dürfte es leichter haben, zu entdecken, dass – wo auch immer Du dein Zelt aufschlägst oder aufschlagen musst – Dich Gott bereits erwartet. Gott ist ‚vor Ort‘. So durchs Leben zu gehen, macht es ‚reich-haltiger‘:

Reichhaltiger an Perspektiven,
an Lebensraum,
an Atmosphäre,
an Geist.

Reichhaltiger an Gott –
Reich Gottes halt.
Mitten unter uns.

Amen.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht, als all unser Verstehen, bewahre unser Herz und Sinn in Christus Jesus, unserem Herrn.

Amen.

²⁷ Für diesen letzten Gedanken des Einbezugs des Begriffs der Atmosphäre und der Rede vom ‚Geist eines Hauses‘ beziehen wir uns auf Traugott Koch: Was „Geist“ ist – und was das heißt: „Gott ist Geist“, in: Ders., Mit Gott leben. Eine Besinnung auf den Glauben, Tübingen 1989, 149-160.

²⁸ Mit dieser Metapher bezeichnete meiner Erinnerung zufolge jemand im Marburger Umfeld meines Theologiestudiums 2009-2014 die Bundeslade oder das ‚Zelt der Begegnung‘. Leider ist es mir selbst nach Rücksprache mit einer Dozentin aus dem Alten Testament nicht mehr gelungen, zu rekonstruieren, ob jemand und wer zu dieser Zeit für das Einbringen bzw. den Gebrauch dieser charmanten Bezeichnung bekannt war (D.R.). Ausdrücklich danken wir aber diesem Anonymus für seine augenzwinkernde Wortneuschöpfung.

Aggressionskompensation: Röm 12,9-16

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

19. Januar 2020, 2. Sonntag nach Epiphania

9 Die Liebe sei ohne Falsch. Hasst das Böse, hängt dem Guten an. 10 Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. 11 Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn. 12 Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. 13 Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft. 14 Segnet, die euch verfolgen; segnet, und verflucht sie nicht. 15 Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden. 16 Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch zu den niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug.

Liebe Gemeinde,

Zwanzig Mahnungen in sieben Versen, 9 - 16, zählt man das ganze Kapitel 12 des Römerbriefs mit seinen 20 Versen durch, so kommt man auf über 40 Imperative oder Aufforderungen!! So viele Verhaltensmaßregeln, – sollte das einen Hörer oder Leser nicht ärgern, ja aggressiv machen? Paulus, der Apostel, ein Moralapostel? Das kann doch nicht sein! Nach seinen grundsätzlichen theologischen Gedanken zur Rechtfertigung des Menschen aus Glauben, nicht aus seinen Werken oder aus dem richtigen Verhalten, kann doch jetzt nicht eine solche Liste von Anweisungen zur Lebensführung folgen. Wird sie nicht gleich wieder als Liste von Vorschriften benutzt werden, mit denen sich die Menschen gegenseitig reglementieren?!

Das Thema „Aggressionskompensation“ für die heutige Predigt aber gibt die Richtung vor, wie diese Liste aufzufassen ist. In ihrer Thematik und Sprachgestalt unterscheidet sie sich deutlich von den Zehn Geboten vom Sinai „Du sollst nicht töten, nicht stehlen, kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ usw.

Es geht dem Apostel darum, das Aggressionspotential, das in jedem Menschen steckt, zu kompensieren, ein Aggressionspotential, das er vermutlich auch von sich selbst kennt. Es geht Paulus darum, die Aufmerksamkeit abzulenken von den Mängeln und Schwächen, die offenbar jedem Menschen angeboren oder von früh auf anezogen sind, sie zu mildern, zu kultivieren.

Kulturhistoriker vertreten die Ansicht, dass sich das Potential an Aggression seit der Neusteinzeit zur Selbstverteidigung und zur Verteidigung des eigenen Territoriums entwickelt habe und sich nur schwer beherrschen, geschweige denn kultivieren lasse. Wie weit das möglich ist, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Und deshalb, damit das Aggressionspotential nicht verstärkt, sondern gemildert und in humane Formen gebracht wird, muss man die Mahnungen des Paulus

positiv wenden und als Möglichkeiten zur Kultivierung des Umgangs miteinander zu verstehen geben: Liebe, Frieden, Freude, Hoffnung, Geduld, Mitleid: Die ganze Skala von Wohltaten, die Menschen einander bereiten können, lässt sich in dieser Liste entdecken. Es sind alles Hinweise auf Grenzüberschreitungen, mit denen Menschen ihre eigenen Grenzen überschreiten und sich dadurch gegenseitig das Leben erleichtern, ja bereichern, und die Aggressionen, die im alltäglichen Miteinander immer wieder auftreten, ausgleichen, kompensieren können. Denn diese Aufforderungen sind Empfehlungen: Wenn ihr euch so verhaltet, dass ihr einander Freude bereitet, Mitleid miteinander habt, die guten Seiten aneinander entdeckt, dann wird Euer Leben schöner, vielfältiger, tiefer, befriedigender – und genau darin liegt die Aggressionskompensation: Die natürliche Aggressivität des Menschen wird nicht gehemmt, sondern umgestaltet: Kommt einander mit Ehrerbietung zuvor, seid gastfreundlich, segnet, die euch verfolgen, segnet und flucht nicht.

Ein Mensch, der mich segnet, hilft mir zur Ruhe, zu innerer Festigkeit, zur Freiheit. Es gibt Menschen, die ein Segen für ihre Gemeinschaft, für ihre nächsten Mitmenschen sind. Wer ließe das nicht gerne von sich sagen!

Liebe Gemeinde,

Der Psychologe in mir müsste nun aber eigentlich das einwenden, was ich in meiner Studienzeit in den späten 60ern und den 1970er Jahren oft gehört und gelesen habe: So viel Aggressionsbearbeitung durch – zweifellos gut gemeinte – Verhaltensvorschläge, wie sie Paulus hier aufdrängt, ja über seinen Lesern ausschüttet, verstärkt entweder das Aggressionspotential oder sie führt in die Regression – und das ist auch nicht gesund für die Seele und auch nicht gemeinschaftsfördernd: Und merkt man das nicht gerade vielen Christen an, unterdrückte Aggressivität – oder depressive Gestimmtheit? Kennt man das nicht, wie sich Gemeindeglieder gegenseitig einschränken, mit Geboten und Verboten sich das Leben schwermachen? Das ist leider wahr und in der Tat eine Gefahr für das gemeinsame Leben von Christen in der Welt, in den 1970er Jahren genauso wie heute.

Es gibt zwei Mittel, diesem Affektstau, wie man fachlich sagt, dieser kränkenden und krankmachenden Moralisation zu entgehen: Die erste: Mach es wie Paulus: Entlaste die Menschen, bevor du etwas von ihnen verlangst, belaste sie nicht mit dem, was ihnen angeboren ist, befreie sie von ihrem Aggressionspotential, sprich ihnen die Gnade Gottes zu. Und das hat er getan, ausführlich und nachdrücklich, gerade in seinem Brief an die Gemeinde in Rom; seine Ausdrucksweise ist allerdings ziemlich abstrakt. Deshalb empfiehlt sich das zweite Mittel als das wirksamere:

Mach es wie Jesus, erzähle Geschichten!

Eine der überraschendsten Jesus-Geschichten haben wir als Lesung gehört: Das Gleichnis von dem gütigen Weinbergbesitzer, das gerade als Provokation immens viel Freiraum für Herz und Verstand hervorbringt, auch wenn man sich zunächst darüber gewaltig ärgern könnte. Gleicher Lohn für ungleiche Arbeit – um des gemeinsamen Überlebens willen?

Aber auch die Erzählungen vom Barmherzigen Samariter, von Zachäus, dem Zöllner auf dem Baum, vom reichen Jüngling, vom verlorenen Sohn, der wieder aufgenommen wird, und viele andere Geschichten aus den Evangelien zeichnen Lebenswege so auf, dass sich die Leserin oder der Hörer nicht verurteilt, sondern eingeladen fühlt, es doch selbst einmal mit dieser anderen Verhaltensweise zu versuchen, mit Achtung des Zöllners, des reichen Jünglings, des Fremden aus Samaria, statt mit Verachtung.

Liebe Gemeinde,

Mit dieser Beobachtung "Weisung durch Erzählung" komme ich nun doch noch mit einem Psychologen und renommierten Fachkollegen ins Gespräch. Seit langem, seit über zwanzig Jahren begleitet mich eine Geschichte, die der Psychotherapeut und Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick unter der Überschrift "Eine Kettenreaktion des Guten" aufgeschrieben hat.

Ich verdanke dieser Geschichte übrigens in gewisser Weise meine Berufung nach Bonn, denn ich habe sie in meiner Probevorlesung 1998 als Höhepunkt und Beispiel evangelischer Kommunikation vorgestellt, wie das Evangelium uns ganz unvermutet und überraschend mit neuen Einsichten konfrontiert:

Die Hauptperson der Geschichte, Signore Cacciavillani, wohnt in Finimondo, was wohl so viel wie Weltende bedeuten soll. Er lebt nach dem Grundsatz aller Utilitaristen, aller Nützlichkeitsfanatiker: Gut ist nur, was mir nützt. Er ist zudem ein Nullsummenspieler: Mein Gewinn geht immer auf Kosten eines anderen und das nutze ich gnadenlos aus. Diese beiden Grundsätze hält er für die Lebensmaximen aller Menschen: Ich mache nur, was mir nützt, und: mein Gewinn geht auf Kosten anderer. Seine Überzeugung wird erschüttert, als er eines Tages sein Auto parkt, um zur Arbeit zu gehen, und ein Mensch ihm nachgerannt kommt, um ihn darauf hinzuweisen, dass er das Licht seines Autos habe brennen lassen. (Sie merken schon, wie alt diese Geschichte ist, denn heute gehen Autolichter von selbst aus). Aber denken Sie noch einmal 20 Jahre zurück: Signore Cacciavillani zögert: Macht sich der andere über mich lustig? Denn welchen Nutzen bringt es dem denn, ihm nachzurrennen und ihn vor einem Nachteil zu warnen? Das nützt diesem doch gar nicht. Unschlüssig, ob er gefoppt wird, kehrt er aber doch um und schaltet das Licht, das brannte, aus. Seine utilitaristische, an Nützlichkeit orientierte Überzeugung bricht zusammen, der Virus der Selbstlosigkeit hat ihn infiziert. Als er wenige Tage später eine gut gefüllte Geldbörse auf der Straße findet, die jemand verloren hat, spürt er in sich eine bis dahin unbekannte Regung,

die ihn zu seiner eigenen Überraschung und gegen alle Nützlichkeitsabwägungen zum ehrlichen Finder werden lässt. Die Freude dessen, der überraschend das verlorene Portemonnaie wiederbekommt, ist für Signor Cacciavillani auf einmal wichtiger als der Wert des gefundenen Geldes.

Der Geist dieser Geschichte findet sich in den Weisungen des Paulus z.B. in den beiden Ratschlägen: Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor, das sind ansteckende Eindrücke, geschwisterliche Liebe, Ehrerbietung, Respekt oder wie man heute gerne sagt: Achtsamkeit.

Zum Schluss möchte ich noch auf die letzte Mahnung – in Vers 16 – eingehen, weil sie so treffend in den Alltag einer Universität passt: Haltet euch nicht selbst für klug. Es heißt: Haltet euch nicht selbst für klug. Das heißt nicht: Bildet euch nicht, sondern: Bildet euch nichts ein. Seid klug, aber seid dankbar, wenn ihr Krips habt, doch werdet nicht überheblich, schaut nicht auf die anderen herab, wenn ihr möglicherweise tatsächlich frischer im Kopf seid als sie.

Es ist keine besonders neue Erfahrung, dass in Arbeitsgruppen und unter Kollegen mancher und manche die Nase sehr hoch trägt, ob preisgekrönt oder hochdekoriert oder ehrenpromoviert oder einfach, weil er so erzogen worden ist, wie auch immer, jedenfalls fördert eine solche Haltung die Gemeinschaft kaum, stört das Zusammenleben.

Und damit stoßen wir zu einer zusammenfassenden Einsicht vor, die den Fachkollegen aus der Sozialpsychologie natürlich bekannt ist: Die Liste des Paulus pflegt die Dynamik der Gemeinden als Gruppen, in jeder Anleitung zur Gruppengestaltung sind solche gruppenspezifischen Ratschläge zu finden: Die Gruppenteilnehmer sollen einander zuhören, auf die Reaktionen der anderen achten, den eigenen Redefluss kontrollieren ...

Wie aber jeder Gruppenleiter weiß, ist es keineswegs selbstverständlich, dass sich alle Gruppenmitglieder an Ratschläge zur Förderung des Gruppenprozesses halten oder auch nur fähig dazu sind, und so knirscht es nicht selten im Gruppenprozess, je enger und je länger die Zusammenarbeit dauert, umso eher ist mit Störungen zu rechnen.

Paulus will seine Leserinnen und Hörer zu einem besseren Klima in der Gemeinschaft der Christen führen – und dieses Klima kann, so ist seine Überzeugung, in die Gesellschaft ausstrahlen, und das ist auch immer wieder unsere Erfahrung. Zu der Liste der Mahnungen des Paulus passt eine ganz ähnliche, moderne Liste, die sich im Evangelischen Gesangbuch vor dem Morgenlied 681 findet, eine Liste, der Paulus sicher zugestimmt hätte, denn sie ist aus seinem Geist geschöpft, Peter Härtling hat sie gedichtet:

*Wenn jeder eine Blume pflanzte,
jeder Mensch auf dieser Welt,*

*und, anstatt zu schießen, tanzte
und mit Lächeln zahlte statt mit Geld –
wenn ein jeder einen andern wärmte,
keiner mehr von seiner Stärke schwärmte,
keiner mehr den andern schlug,
keiner sich verstrickte in der Lüge,
wenn die Alten wie die Kinder würden,
sie sich teilten in den Bürden,
wenn dies WENN sich leben ließ,
wär's noch lang kein Paradies –
bloß die Menschenzeit hätt angefangen,
die in Streit und Krieg uns beinah ist vergangen.*

So erfülle uns der Friede Gottes, der uns auf unbegreifliche und wunderbare Weise immer wieder zuwächst, und bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Dem Auftrag zugewandt: 2. Mose 3,1-8a.15

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Prof. Dr. Martin Avenarius

26. Januar 2020, 3. Sonntag nach Epiphania

Semesterschlussgottesdienst

Am Ende der Anfang. Im Semesterschlussgottesdienst ein Predigttext vom Anfang. Und damit auch die Geschichte vom Grenzen-Überschreiten, im Auftrag Gottes. Es geht um Mose, den Größten, wenn man so will, unter den Menschen des Alten Testaments. Um den, bei dem das Volk Israel als Volk Gottes entsteht. Den, der die Tora überbringen wird.

Wie fängt es an? Und was zeigt dieser Anfang?

So hören wir aus dem Buch Exodus, dem 2. Buch Mose, aus dessen dritten Kapitel, die Verse 1-8a und 15.

1 Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Wüste hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb.

2 Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. 3 Da sprach er: Ich will hingehen und diese wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt. 4 Als aber der Herr sah, dass er hinging, um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich.

5 Er sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! 6 Und er sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.

7 Und der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. 8 Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie aus diesem Lande hinaufführe in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt. [...]

15 Und Gott sprach weiter zu Mose: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der Herr, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name auf ewig, mit dem man mich anrufen soll von Geschlecht zu Geschlecht.

I. Mit einem Auftrag leben – Mose und wir

Mose ist da schon nicht mehr der, den die Tochter des Pharaos aufnahm als ihren eigenen Sohn. Er ist geflohen wegen seines Totschlags an einem Sklavenaufseher über die Grenzen des ägyptischen Kulturlands hinaus – zu den Halbnomaden

Midians; hütet nun Schafe. Wird abgelenkt von seinem Weg; hört die Stimme aus dem Dornbusch, die Stimme Gottes. Erhält den Auftrag. Ein neuer Mose, dem Auftrag zugewandt.

Wer den Auftrag gibt und was für ein Auftrag das ist, das ist alles andere als gewöhnlich. Aber mit einem Auftrag zu leben, das kennen wir auch von uns selbst. Wenn wir einem Beruf nachgehen, wenn wir schon im Standesamt das Eheschließungsdokument unterschrieben haben, wenn wir ein Kind großziehen, wenn wir ein uns angetragenes Ehrenamt übernommen haben. Und Mose selbst war vorher im Auftrag seines Schwiegervaters unterwegs, als der den neuen großen Auftrag bekommt. Überall Aufträge, aufgeschriebene und unaufgeschriebene. Wie ist das mit den Aufträgen? Mit dieser Art von Verpflichtung und mit dem Gegenüber von Auftraggeber und dem, der im Auftrag steht, und der Sache, worin der Auftrag besteht. Lieber Martin Avenarius, dazu möchte ich gerne deine Expertise hören, die des Professors für Rechtswissenschaften an der Universität Köln und dem Spezialisten für Römisches Recht und die Geschichte des Privatrechts. Wie sieht es also aus mit dem Auftrag aus juristischer Sicht.

II. Der „Auftrag“ in juristischer Perspektive heute

Wir kennen den Auftrag auch heute, nämlich als Vertrag im Sinne des Bürgerlichen Rechts. Dabei verpflichtet sich jemand, für einen anderen ein Geschäft (im weitesten Sinne) zu besorgen. Dies soll – das ist nun wichtig – *unentgeltlich* geschehen. In juristischem Sinne unterscheidet genau dies den Auftrag von anderen Arten von Verträgen. Wenn nun so etwas nicht als bloße Gefälligkeit, sondern ernsthaft und bindend verabredet wird, dann treffen vor allem den Beauftragten zahlreiche *Pflichten*: Er muss den Auftrag sorgfältig ausführen und Weisungen des Auftraggebers befolgen. Was er bei Durchführung des Geschäfts erlangt, muss er herausgeben. Immerhin kann umgekehrt er selbst den finanziellen Ersatz seiner Aufwendungen verlangen.

Zugrunde liegt regelmäßig ein *persönliches Vertrauensverhältnis* zwischen den Beteiligten. Daher darf der Beauftragte die Ausführung normalerweise auch nicht einfach auf einen Dritten übertragen. Der Beauftragte wird streng zur Verantwortung gezogen: Macht er Fehler, die zu Schäden beim Auftraggeber führen, dann schuldet er Schadensersatz. Er haftet dabei für jede – auch leichte – Fahrlässigkeit. Eine Haftungsmilderung, wie sie in anderen Fällen einer unentgeltlichen Verpflichtung, z.B. bei Schenkung, Leihe und Verwahrung, wegen der Fremdnützigkeit gilt, sieht das Gesetz für den Auftrag nicht vor, weil hier nicht nur eine Sache anvertraut wird, die vor Schäden bewahrt, sondern ein Geschäft, das aktiv betrieben werden muss.

Weil der Auftrag also mit erheblichen Pflichten und Risiken für den Beauftragten verbunden ist, gleichzeitig aber unentgeltlich, kommt er *heute selten* vor.

Die für ihn geltenden Regelungen sind dennoch wichtig. Das Gesetz verweist nämlich auf sie für bestimmte andere Rechtsverhältnisse, die durch eine Interessenwahrungspflicht gekennzeichnet sind, wie etwa, wenn jemand ein Ehrenamt in einem Verein versieht.

III. Zwischenkommentar

Die Stärke der Verpflichtung hat mich überrascht. Doch es leuchtet auch ein, vom Auftraggeber für Fahrlässigkeit belangt werden zu können. Auch unbezahlte Ehrenamtliche sind mit der Auftragsübernahme gebunden, bei dem, was sie tun, alle Vorsicht walten zu lassen, um nicht an den ihnen überlassenen Gegenständen oder gar bei Personen Schaden anzurichten.

Nun sind wir allerdings bei der Bibelerzählung doch in anderen Zeiten. Ob es da nicht noch mal anders ist? Wie muss ich mir solch ein Beauftragungsverhältnis in der Antike vorstellen?

IV.: „Warum übernimmt man einen Auftrag?“ – Zur Bedeutung des Auftrags im Altertum

Moses Auftrag sieht *eigentlich nicht besonders attraktiv* aus. Er soll seine geordneten Lebensverhältnisse verlassen, um eine langwierige und gefährliche Aufgabe zu übernehmen: Ägypten war, um das Überleben der Bevölkerung zu gewährleisten, straff hierarchisch durchorganisiert. Die Israeliten waren hier als Arbeiter fest eingeplant. Wer sie etwa wegzuführen versuchte, musste mit polizeilichen Maßnahmen rechnen. Schwierigkeiten drohten Mose in Ägypten auch, weil er dort jemanden erschlagen hatte, und zwar unter Umständen, die kaum an eine Entlastung denken ließen. Es lag dort also noch etwas gegen ihn vor. Schließlich bekam Mose eine Aufgabe, die ihn ziemlich lange in Anspruch nehmen würde – wie wir wissen, für den Rest seines Lebens. Es ist also ein Auftrag mit hohen Risiken und unklarer Dauer.

Warum übernahm Mose dennoch diese Aufgabe? Eine einfache Antwort darauf wäre wohl: Er hatte keine Wahl, denn Gott hatte es ihm befohlen, und der verfügt über Druckmittel. Aber die Bibel stellt das Verhalten Moses eher offen dar. Wir können es auch so verstehen, dass *er die Aufgabe grundsätzlich akzeptierte*. Seine Einwände, die noch nach unserem Predigttextabschnitt erzählt werden [...] – betreffen eher Zweifel an den eigenen Fähigkeiten. Grundsätzliche Verweigerung, wie wir sie etwa bei Jona wahrnehmen, erfahren wir hier nicht. Mose ist letztlich – bei allen Vorbehalten – „dem Auftrag zugewandt“.

Die tieferen Gründe dafür, dass Mose tätig wird, lassen sich vielleicht entwickeln, wenn wir das Verständnis vom Auftrag betrachten, das uns für das römische Altertum überliefert ist. [...] Was wir hier skizzieren können, entsteht zwar etwa 1000 Jahre nach den Ereignissen, die wir mit Mose verbinden, aber gleichfalls *in*

einer vor-individualistischen Gesellschaft des Altertums; und die ist Moses Welt möglicherweise näher als unserer.

Die Vorstellung vom Auftrag rührt aus dem *vorklassischen Naturrechtsdenken* her, das in der römischen Republik vorherrschte. Es ging davon aus, dass die Menschen von Natur aus in Rechtsbeziehungen verstrickt sein können, ohne dass menschliche Gesetze dies hätten bestimmen müssen. Nach diesem Denken lag ein Auftrag vor, wenn jemand im Interesse und Einverständnis eines anderen für diesen ein Geschäft führte. So etwa ist es auch bei Mose. Die Einwände, die er äußert, können Gott nicht davon überzeugen, dass es richtiger wäre, ihn von der Aufgabe zu befreien; immerhin erwirkt Mose einige Hilfszusagen.

Das vorklassische römische Recht kannte im Wesentlichen bereits die heute noch geltenden Rechtsfolgen. Die Pflichten des Beauftragten wurden nicht durch ein förmliches Versprechen begründet, das sie zugleich begrenzt hätte. Nach römischer Auffassung gründete sich der Auftrag nämlich auf die *fides*, also auf das pflichtenhaltige Prinzip der solidarischen Treue. Daher galten hier die *bonae fidei iudicia* – die Rechtsfolgen des eingegangenen Treueverhältnisses: Man konnte voneinander das verlangen, wozu der jeweils andere treugemäß verpflichtet war. Den Gesichtspunkt des Anvertrauens stellt man sich so vor: Eine Angelegenheit wird in die Hand (lateinisch: *manus*) eines anderen gegeben (lateinisch: *datum*). Wie bei dem Auftrag, bei dem man einen Brief an jemanden übergibt, damit dieser ihn einem Dritten aushändigt. Den rechtlichen Rahmen, in dem ein solches Vertrauensverhältnis begründet wird, bezeichnen wir daher als *man-datum*. Die Erwartungen waren hoch, die Folgen eines Versagens hart: Wer das in ihn gesetzte Vertrauen schuldhaft verletzte, konnte der Infamie verfallen, der Ehrlosigkeit. Der Betroffene war gesellschaftlich erledigt.

[...] Der Auftrag war in der römischen Gesellschaft viel wichtiger und häufiger als bei uns. Höhere Dienste, etwa die eines Arztes, Anwalts oder Rhetoriklehrers wurden ganz selbstverständlich *nicht* bezahlt. Warum?

Nicht selten ging die Übernahme eines Auftrags mit der Vorstellung einher, dass es nicht dem freien Belieben überlassen sei, für einen anderen tätig zu werden, sondern einer *Pflicht* entspreche. Unentgeltliche Tätigkeit im Interesse nahestehender Personen oder überhaupt der Standesgenossen fällt nach römischer Anschauung seit alters her in das *officium*, also in den umfassenden Kreis unterrechtlicher Pflichten, der die Gesellschaftsordnung zusammenhält. Es handelt sich um eine Ordnungsvorstellung, die durch das *mandatum* in rechtliche Formen überführt wird. Cicero erklärt nachdrücklich, dass sich der Dienst am Nahestehenden nicht mit Eigennutz vereinbaren lasse.²⁹ Und der Jurist Iulius Paulus sieht gerade hierin die Begründung für die formale Unentgeltlichkeit des Auftrags. „Ein *mandatum*“, so schreibt er, „ist nichtig, wenn es nicht unentgeltlich

²⁹ Cicero, de natura deorum 1,122.

ist. Denn es nimmt seinen Ursprung in der Pflicht [*ex officio*] und im Näheverhältnis [*amicitia*, von lat. *amicus*, der Freund]. Hiermit ist eine Bezahlung unvereinbar.“³⁰ Dass doch unausgesprochene Gegenverpflichtungen bestehen, ist auch uns heute nicht ganz unvertraut. Wir wissen, dass man z.B. Geschenke oder Einladungen zwar nicht sofort entgelt, wohl aber beizeiten erwidern sollte. Römer waren in diesen Dingen äußerst sensibel. Eine entsprechend „mittelbar“ zu erwartende Gegenleistung konnte durchaus ein Geschenk sein, das man dann als *honorarium*, also „Ehrengabe“, bezeichnete. Heute arbeiten Ärzte oder Anwälte auf Grundlage entgeltlicher und klagbarer Verträge, doch von einem „Honorar“ spricht man noch immer.

Wichtiger war eine andere Folge der Übernahme eines Auftrags, nämlich die *Einbindung des Tätigwerdens in ein Pflichtengefüge*, in das man sich nicht nur verstrickt wusste, sondern das man zugleich weiterspann und intensivierte. Naturrechtlich denkende Juristen haben gerade dies mit der schon genannten Auffassung verbunden, dass Geltung und Rechtsfolgen des Auftrags auf die *fides* gegründet seien, also auf das pflichtenhaltige Prinzip der solidarischen Treue, das für alle Menschen verbindlich ist und gegenüber Nahestehenden oder Angehörigen der gleichen Gesellschaftsschicht besondere Anforderungen kennt. Beim unentgeltlichen Tätigwerden von Menschen füreinander bewirkt damit die *Investition von Vertrauen* einerseits und die *Bestätigung desselben durch treuegemäßes Tätigwerden* andererseits eine *Festigung der Verbindung zwischen den beiden Seiten*.

Ob es nicht auch bei Mose um eine Stärkung des Verhältnisses zu Gott ging? Wir wollen bedenken, dass die Herausführung aus Ägypten zu den grundlegenden Erfahrungen gehört, mit denen die Israeliten später ihre Identität und die Überzeugung begründeten, *das Volk Jahwes* schlechthin zu sein.

V. Die „Fides“ im Auftrag und ihre Erweiterungen

Ich habe gelernt: Es ist anders mit dem Auftrag als bei uns, wo schriftlich genau fixierte Verträge über eine Dienstleistung und einklagbarer Rechtsansprüche das Bild bestimmen. Im Altertum kam man viel häufiger ganz ohne *finanzielle* Berechnung von Leistung und Gegenleistung aus. Und das weist darauf hin: Es gibt Bereiche des Lebens, wo es nicht um Geschäfte geht, sondern um Aufträge in einer anderen Art von Miteinander. Und zwischen Gott und Mensch geht es erst recht nicht um Geschäfte. Gott macht keine Geschäfte mit uns und wir können keine mit Ihm machen. Die „unterrechtliche Verpflichtung“, wie es der Jurist präzisiert, möge man nicht unterschätzen.

Was beide Beteiligten in solchem Auftrag verbindet, das bezeichnen also die Lateiner als *Fides*. In der Theologie wird *Fides* ja meistens mit „Glaube“ übersetzt.

³⁰ Paulus 32 ad edictum D. 17,1,1,4: *Mandatum nisi gratuitum nullum est: nam originem ex officio atque amicitia trahit, contrarium ergo est officio merces [...]*.

Und in der Alltagssprache wird daraus dann, was das Gottesverhältnis betrifft, gerne die Frage, ob man sich denn entscheidet, *an* Gott, an seine Existenz, zu glauben oder nicht. Oder auch, so könnte es erscheinen, als ginge es beim Auftragsverhältnis *zwischen Menschen* darum, dass man vor allem an die *Mächtigkeit* des Auftraggebers glaubt. Aber das ist bei Moses *auch nicht* der Punkt. Die Demonstrationswunder Gottes lassen ihn eher sogar vor dem Auftrag zurückschrecken, so erzählt es jedenfalls Kapitel 4.

Martin, du hast die Fides bei den Römern übersetzt mit den Worten „*ein pflichtenhaltiges Prinzip der solidarischen Treue*“. Mir fällt daran auf: Wenn welche darauf bauen können und deshalb ein Auftrag erfolgen kann, dann ist da schon etwas vorausgesetzt, was bereits da ist, von Natur aus, so die naturrechtliche gedachte Begründung. Der Auftrag hat jedenfalls eine *Vorgeschichte* aus vorausgegangenen Erfahrungen und Beziehungen. Da mag zum Beispiel sogar ein neugeborenes Kind sein, *das den Eltern den Auftrag gibt*, für es zu sorgen. Allein durch sein Schreien. Und es geht dabei nicht nur um die vorausgegangene Schwangerschaft und den Mutterinstinkt, sondern auch die Anknüpfung an die eigenen Kindheitserfahrungen der jungen Eltern von dem, wie Eltern sich verhalten.

Zum Auftrag gehört die *Vorgeschichte*. So auch bei Moses. Sie geht weit zurück. Die Leserinnen und Leser der Bibel können sich daran erinnern. Bis zurück an den allerersten Auftrag für die Gattung Mensch, an Adam und Eva, und dann von da aus die Kette über Generation und Generation bis hin zu Abraham und Sara, zu Isaak und Rebekka, und zu Jakob und Rahel und Lea. An diesen Zusammenhang knüpft der Gott der Väter an und in dieser Nachfolge steht das Volk Israel, das in Ägypten einerseits groß und andererseits unfrei geworden ist. *Der Gott der Väter löst endlich seinen Teil der Treuebindung* ein und nimmt seinerseits Mose in Auftrag.

Aufträge werden nun aber nicht einfach abgearbeitet, sondern sie *entwickeln* sich im Vollzug – und das wohl auf beiden Seiten. Der Auszug aus Ägypten selbst läuft noch im Prinzip wie in den folgenden Versen des Kapitels 3 auch vorhergesagt. Doch fällt bei dem Auftrag noch kein Wort von der Tora, die erst das Volk als Gottes Volk richtig konstituieren wird, kein Wort auch von den langen 40 Jahren, die die Wanderung dauern wird, nichts vom Sterben des Mose, ohne dass er selber das gelobte Land erreicht haben wird.

Und dann noch dies: Die, die einem Auftrag sich zuwenden, *wachsen mit dem Auftrag und wachsen an ihm*. Der Auftrag wird klarer, gewinnt neue Konturen, ja er verändert sich. Und man ist bei Gottes Auftrag nicht allein – selbst wenn man sich verlassen fühlt, weil alle murren und plötzlich ins mittlerweile verklärte Ägypten mit seinen Fleischtöpfen zurück wollen oder weil sie gar anfangen, lieber einem goldenen Kalb zu huldigen. Doch es geschehen auch Zeichen und Wunder in der Wüste, mit denen keiner rechnen konnte.

Und auch dies: Kein guter Fortschritt der Geschichte, ohne dass sich weitere Menschen *in einen Auftrag mithineinnehmen lassen*. Und das betrifft nicht nur einzelne große Heldinnen und Helden, weiter von Mose zu Aaron und Josua und Rahab³¹ und bis hin zum Beispiel zu Deborah³², der Leiterin und Richterin des Volkes. Sondern es betrifft auch das Verhalten von Gruppen und den vielen Einzelnen. In unserer Zeit mit seinen demokratischen Verhältnissen gilt das umso mehr für die Aufträge zur Veränderung heute, alle sind gefordert mitzuentcheiden, wer und welche Idee im Staat an Einfluss gewinnt. Und diese Verteilung auf die vielen ist in bestimmter Weise schon angelegt mit der großen Neuerung noch auf der Wanderung durch die Wüste: nämlich der Präsentation der *Tora*, der Gesetzessammlung zum Leben. *Sie demokratisiert den Auftrag in das Wissen um die aufgeschriebenen Gebote, in Grundregeln, die gelten, egal in welchen Verpflichtungsverhältnissen*: Du sollst nicht töten, du sollst nicht falsch Zeugnis geben. Du sollst dich nicht vom Neid überwältigen lassen. Bis hin zu der *Zusammenfassung der ganzen Tora* in die zwei Gebote: *Gott lieben* von ganzem Herzen und *den Nächsten lieben* wie dich selbst.

Das ist der Auftrag, den Gott seinem Volk gibt, ja der Welt der Völker. Das ist die Übersetzung vom schöpfungsanfänglichen Auftrag an die Menschen: „vermehrt euch“ und „erhebt euch über die Tiere“. Das ist *der Grundauftrag* in allen den besonderen Aufträgen im Leben. In den Aufträgen zu einem Einsatz, der über die Grenzen des Lebenswegs, wie man ihn sich vorgenommen hatte, hinausgeht – zugewandt der Freiheit und der Zukunft Gottes und so der Befreiung von Menschen zu ihrer Zukunft. An diesen Auftrag erinnern wir uns, wenn wir uns an den erinnern, der vor seinem Tod im Auftrag seines Lebens *das letzte Mahl* feierte mit den Seinen, ja der das Mahl *mit uns* feiert und der das Mahl *ist*. Dem *Auftrag zugewandt*, Seiner und unserer Zukunft gehen wir entgegen. Und die Grenzen öffnen sich, trotz unserer Beschränktheit. Sie öffnen sich im Glauben, in der geschenkten Treue Gottes, die uns ins Leben sendet, egal wie jung oder wie alt wir sind.

Ein Letztes: In den ausgelassenen Versen 9-14 hat wohl eine andere Erzählschicht die Kennzeichnung des Auftraggebers als „Gott der Väter“ noch in bezeichnender Weise erweitert. Gewissermaßen *für die, die so assimiliert sind, wir würden heute sagen: säkularisiert sind*, dass sie mit dem Gott der Väter nicht mehr so recht was anfangen können, Da heißt es:

13 Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt!, und sie mir sagen werden: Wie ist sein Name?, was soll ich ihnen sagen? 14 Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: »Ich werde sein«, der hat mich

³¹ Buch Josua, Kapitel 2.

³² Buch Richter, Kapitel 4 bis 5.

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

zu euch gesandt.

Gott überschreitet seine eigenen Grenzen über das, was gewesen ist, hinaus.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus Amen.

Predigtreihe: Grenzen überschreiten und verstehen. Gottesdienste mit interdisziplinärem Dialog.

Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2019/20

Notizen: